Rheinlands Wunderhorn

Sagen vom Rhein

Rheinlands Wunderhorn.

Sagen,

Geschichten und Legenden,

auch

Ränke und Schwänke

aus den alten Ritterburgen, Klöstern und Städten

der Rheinufer und des Rheingebietes

von den Quellen bis zur Mündung des Stromes.

Dem deutschen Volk gewidmet

von

C. Trog.

Elfter Band.

„Die Sage erfreut, erheitert, erhebt, rührt nicht allein das Volk; sondern sie ist ihm auch eine Lehrerin, eine Warnerin, eine Trösterin durch die Macht des Beispiels.“

Essen & Leipzig.
Verlag von Alfred Silbermann.

Druck von Bauer & Witzler, Oberhausen.

Inhalt des elften Bandes.

Bei Bearbeitung des Bandes wurden benutzt: E. Weyden, Sagen ꝛc. von Köln; Kreuter, ein Gang durch das mittelalterliche Köln ꝛc.

E. Trog.

Domsagen.

Der Dombaumeister.

„Die Hoffahrt geht, daß man sie preise,
Gar oft daher in Hahnenweise;
Sie sieht sich selten auf den Fuß,
Darum sie oftmals fallen muß."

König Wilhelm, Graf von Holland, lag mit seinem Heere vor Aachen, denn die Stadt blieb treu den Hohenstaufen, wollte den von den rheinischen Erzbischöfen, dem Könige Wenzel I. von Böhmen und einigen Edlen des Reichs gegen den Hohenstaufen Friedrich II. und dessen Sohn Konrad am 4. Oktober 1247 bei Worringen gewählten König nicht anerkennen, ihm die Thore nicht öffnen, und, mutig trotzend, spotteten die Bürger der Stadt bis dahin allen seinen Anstrengungen.

Die Bürger Kölns, dem neugewählten Könige zugethan und eingedenk der Pracht, des Glanzes der Festlichkeiten, mit welchen der gewaltige Erzbischof Konrad von Hochstaden den Ritterschlag seines Schützlings gefeiert hatte, sahen, aufs Höchste gespannt, einem neuen Feste entgegen, das jene Feier, wie die Zubereitungen zu verheißen schienen, noch bei weitem übertreffen sollte; und doch hatten die Rheinlande, seitdem Heinrich, der

Sohn Friedrich des Rotbarts, im Jahre 1184 von seinem Vater in Mainz wehrhaft gemacht worden, kein prachtvolleres Fest gesehen, — als eben den Ritterschlag Wilhelms von Holland.

Erzbischof Konrad wollte den Grundstein zu einem neuen Dome legen und so den Plan seines Vorgängers, des Erzbischofs Engelbert I. von Berg, ausführen, da eine Feuersbrunst den alten Dom, der unter Bischof Willibert im Jahre 873 vollendet worden, teilweise zerstört hatte. Der mächtige, reiche Kirchenfürst hatte beschlossen, zu Gottes und des h. Petrus Ehren einen Tempel zu erbauen, wie die Christenheit keinen zweiten aufzuweisen habe. Über die Maßen an Gütern gesegnet, fand Konrad auch Mittel zu dem Riesenbau in den reichen Gaben, welche die Pilger hier zum Opfer darbrachten, aus allen Landen nach Köln ziehend, seit Erzbischof Reinald von Dasselt im Jahre 1162 der Stadt die Reliquien der h. drei Magier geschenkt hatte. Zudem hatte Papst Innocenz IV. in einer, im Juni des Jahres 1248 erlassenen Bulle, die Gläubigen aufgefordert, zum Bau des Gotteshauses, welches die h. Überreste aufbewahren sollte, zu spenden und allenthalben wurden die Sammler von Fürsten und Edlen, von Bürgern und Bauern reich bedacht, so daß Konrad getrost an sein hohes Werk gehen konnte.

Die Stadt Köln konnte kaum die Gäste alle fassen, welche auf des Erzbischofs Einladungen und sonst aus eigenem Antrieb, von der hohen

Feier der Grundsteinlegung angelockt, schon in den ersten Wochen des Augusts 1248 von allen Seiten her einzogen. Die Bischöfe und Äbte des ganzen Rheinstromes hatten sich in Köln versammelt, und die Schilde der edelsten Geschlechter aus der Nähe und Ferne sah man stattlich an den einzelnen Edelsitzen und Herbergen, wo die Herren abgestiegen, prangen. In der Frühe des 13. Augusts war aber die Stadt schon lebendig, und in ganzen Scharen zogen die Fürsten und Ritter im festlichsten Aufzuge nach dem Hahnenthore, um König Wilhelm zu empfangen, der von Aachen herkommend, das Fest mit seiner Gegenwart verherrlichen wollte. Gegen Abend hielt er seinen Eintritt unter dem lautesten Jubel der Bürger und Fremden, von denen viele ihm ihr Herz ganz zuwandten, als sie den kaum zwanzigjährigen Jüngling sahen, auf dessen schönem Antlitz jugendliche Heiterkeit und Offenherzigkeit mit mildem Ernste sich einten. In der goldgeschmückten Rüstung, auf reichgeschirrtem Schimmel prangte der junge König unter der Schar der Fürsten und Herren, die mit ihm von Aachen gekommen, wie einer der Helden, von denen die fahrenden Sänger sangen. Freundlich leuchtete sein großes blaues Auge unter dem Kronhelme, den ein grimmer, aufrechtstehender goldner Löwe als Helmzier schmückte, und von seinem Gruße fühlten sich die Bürger wohl mehr angezogen, als von dem Segen, welchen der Kardinal Kapoccio, im reichsten Ornate dem Könige zur Linken reitend, mit frommer

Würde erteilte. Im erzbischöflichen Hofe auf dem Domplatz stieg der König ab und wurde hier von dem Erzbischofe, der gesamten Geistlichkeit und den Stadtältesten aus den edlen Geschlechtern zum zweiten Male bewillkommt.

Am 14. August, dem Vorabende des Festes der Himmelfahrt Marien 1248, wurde der Grundstein zu dem neuen, ewigen Baue von Erzbischof Konrad und König Wilhelm unter den angemessenen Feierlichkeiten gelegt. Reich flossen die Spenden zu der neuen Gottesburg; die Fürsten und Edlen wetteiferten in ihren Gaben. Und eben um diesen Zweck zu erreichen, hatte der Erzbischof die Gelegenheit gewählt, wo so viele Fürsten und Herren die Feier verherrlichen und das Unternehmen selbst fördern konnten. Ein Fest folgte dem andern; Ritterspiele, Sängerfeste, Tanzgelage und Lustfahrten auf dem Rheine beflügelten die Zeit, und König Wilhelm wußte sich aller Herzen dergestalt durch seine hohe Leutseligkeit zu gewinnen, daß sich viele der Ritter seiner Herrschaft vor Aachen freiwillig anschlossen. Die Kunde, wie das Heer mit jedem Tage zunähme und die Friesen in ihren Vorarbeiten, um die kühne trotzige Stadt durch Wassernot zu zwingen, glücklich wären, erhöhte die Freude und Lust des königlichen Jünglings, so daß in den acht Tagen, welche die Festlichkeiten währten, mancher kölnischen Jungfrau das Herzchen schneller pochte, da alle sich schüchtern gestanden, einem so leutseligen und so hübschen Herrn nie begegnet zu sein. Lange

erzählten aber die Bürger Kölns noch von dem Feste der Grundsteinlegung des Domes, und selbst König Wilhelm mochte noch der schönen Tage eingedenk sein, als er am 16. Oktober, nach Jahresfrist der Umlagerung, seinen Einzug in Aachen hielt, nachdem er sattsam erfahren, was Bürgertreue vermag, die sich in der ausgehungerten, durch die Wasserfluten schrecklich verwüsteten Stadt, aufs herrlichste bewährt hatte.

Der Bau des neuen Domes wurde mit der rüstigsten Thätigkeit begonnen; aber leider zu bald streute der Böse in die Saat des Guten sein Unkraut, welches rasch aufwucherte. Erzbischof Konrad geriet in Zwist mit den edlen Geschlechtern der Stadt. Ganz seinen weltlichen Plänen, die Stadt Köln sich unterthan zu machen, nachhängend, ward der fromme Bau von ihm verachlässigt und blieb es auch unter seinem Nachfolger, Engelbert von Falkenburg, denn erst im Jahre 1270 kam, durch die Vermittlung des Albertus, seiner hohen Wissenschaft und Tugendhaftigkeit wegen „der Große" genannt, nach den blutigsten Fehden eine völlige Sühne zwischen dem Erzbischofe, den edlen Geschlechtern und den Bürgern zu stande. Jetzt schien man wieder rüstig ans Werk des heiligen Baues schreiten zu können; aber der Bürgerkrieg entbrannte unter Engelberts Nachfolger, Siegfried von Westerburg, wieder heftig, und zudem lastete der päpstliche Bannfluch

schwer auf der Stadt und den Bürgern. Ihnen, den Fluchbeladenen, war alles Heil, aller Trost der Religion genommen; alle Kirchen waren geschlossen, Altäre und h. Stätten entweiht. Die Priester mußten die verfluchten Mauern fliehen, wo keine gottesdienstlichen Handlungen mehr verrichtet, keine Sakramente gespendet werden durften, so daß dem Neugeborenen die Gnade der Taufe, dem Sterbenden der letzte Trost der Religion versagt ward, und selbst dem Toten ein christliches Begräbnis. Trauer und dumpfe Trostlosigkeit lähmte Handel und Wandel, denn die sonst so viel besuchte Stadt wurde geflohen, wie ein Pesthaus, wenn auch Kölns Kaufherrn nach wie vor getrost nach England und den Ostseehäfen steuerten. Manches fromme Gemüt ging aber unter in stiller Verzweiflung, und die h. Bande des Blutes wurden nicht selten mißachtet; aber dennoch blieb die Bürgerschaft der freien Reichsstadt standhaft, es galt, ihre Rechte und Freiheiten gegen den Erzbischof Siegfried zu behaupten.

Erzbischof Wichbold von Holte, im Jahre 1297 in Neuß gewählt, löste endlich den päpstlichen Bann, und froher Glockenklang, der Jahre lang in Köln geschwiegen, begrüßte den mächtigen Vermittler in jubelnden Friedensklängen, als er seinen feierlichen Einritt hielt. In allen Kirchen, die so lange verödet gestanden, wurden Dankfeste begangen, und der Erzbischof selbst feierte das glückliche Ereignis aufs Festlichste. Als er nun mit dem Klerus und den ritterlichen Vasallen des

Erzstifts beim frohen Mahle saß, da trat ein schlichter Bürger vor ihn hin und übergab ihm einen Plan, wie der neue Dom der Würde der kölnischen Kirche auszubauen sei. Alle, und besonders der Erzbischof, waren überrascht von der Pracht des Bauwerkes, denn das Portal am straßburger Münster, das Erwin von Steinbach vor etwa 12 Jahren zu bauen begonnen, konnte sich mit diesem Entwurfe nicht messen.

Das Chor, im ersten Plan ganz einfach, war umgeschaffen in ein Zelt, von unzähligen Steinbildern belebt, von reichen, zierlich durchbrochenen Strebebogen und Steinlauben, in mannigfaltigster Form und Verzierung umgeben, mit hunderten Spitzsäulchen luftig zum Himmel strebend und schön sich einigend mit den nach Norden und Süden auslaufenden, eben so zierlichen Kreuzflügeln und dem nicht minder reich geschmückten Langhause, das auf zwei wuchtigen fünfhundert Fuß hohen Türmen ruhte, zwischen denen die drei Haupteingänge der Kirche lagen, und welche, trotz der gewaltigen Masse, mit den reichen Laubbogen, den leichten, zierlichen Gliederungen und Lauben bis zu dem mit künstlichen Rosen durchbrochenen Pfeil, schlank und voller Majestät zum Himmel emporstiegen. Wie eine nach strengem Gesetze, aber dennoch phantastisch-wunderlich geformte Krystallbildung einigte sich der ganze Riesenbau, bei der wundersamsten Mannigfaltigkeit der Formen und Verhältnisse, zur herrlichsten, Herz und Auge erfreuenden und erhebenden Harmonie.

Alle Gäste waren voll von dem Lobe dieses Werkes, und alle staunten, als hätten sie dem eigenen Auge nicht getraut, den Mann an, der in schlichtem Lederwams und Überwurf unter den reichgeschmückten Herren und Rittern wie einer ihres gleichen stand, dessen kühner, fast herrischer Blick aber allein davon Kunde gab, daß er Schöpfer eines solchen Werkes sein konnte.

Der Erzbischof winkte ihm heran; festen Schrittes trat der Meister auf ihn zu und antwortete auf des Erzbischofs Anrede, ob er sich getraue den Bau auszuführen: „Gestrenger Herr, ein schlechter Meister, der, was er nach dem Gesetz, wie es die drei Gekrönten uns gelassen, mit Lot und Winkel fleißig aufgerissen, auch auszuführen nicht vermag. Gebt mir die Mittel, mit Gottes Hilfe seht ihr den Bau erstehen, wie ihn der Plan hier zeigt."

„Die sollen Euch werden, reichlichst werden; denn ich will nachholen, was meine Vorgänger auf dem erzbischöflichen Stuhle in den Wirren der Zeit versäumt, lösen will ich ihre Schuld." Also sprach Heinrich von Holte, der Erzbischof. Noch an demselben Tage wurden Boten nach allen Weltgegenden abgefertigt, um für den h. Bau zu sammeln, den frommen Gebern Ablaß und die Gnade der Kirche verheißend. Der Erzbischof wies selbst dem Baue eine bedeutende Summe an und wußte durch sein Beispiel auch die Domherren so für das große Werk zu begeistern, daß sie freiwillig den ihnen von allen bei den h. drei

Königen gespendeten Opfern zufließenden Teil dem Werke abtraten. In wenigen Wochen war in den Hütten der Steinmetzen, auf den Gerüsten, auf dem ganzen Bauplatze ein solch schaffend thätiges Leben und Treiben, wie in einem Ameisenhaufen.

Jetzt sahen seine Gildegenossen ein, warum Meister Gerhard seit Jahren immer einsam, insichgekehrt umhergeschlichen, warum er, sonst der lustigste und launigste von allen, schon als Parlier seiner Schwänke wegen in allen Hütten des Rheins, des Mains und der Donau berühmt, die Zechstuben gar nicht mehr besuchte und selbst an dem Schicksal der Vaterstadt keinen Anteil zu nehmen schien. Mancher hatte den Kopf zweifelhaft geschüttelt, als sie erfuhren, daß Meister Gerhard auf den, nach dem ersten Plan gelegten Fundamenten, über welchen sich der untere Teil des Chorhauses schon erhob, gleichsam ein neues, unbegreifliches Werk auszuführen gedachte. Der Meister ließ sich aber durch nichts irre machen, keine Schwierigkeiten konnten ihn abbringen von dem großen Gedanken, dessen Verwirklichung seit Jahren an seinem innersten Leben gezehrt hatte. Die Seele des Baues, allenthalben unterweisend und ordnend, helfend und ratend, sah er sein Werk rasch und schön gedeihen. Die vollkommenste Steinmetzhütte bildete sich in Köln; aus allen Gegenden, selbst aus England, zogen die Gesellen nach Köln, um hier Wort und Zeichen zu lösen, denn bei der Ehre des Werkes ward ihnen der

reichste Lohn. Sie lebten wie die Herren; in ihren Zechstuben floß an den freien Tagen der Wein, und nicht selten hörte man von ihnen über die beste Kost, die kein Kaufmann verschmäht, klagen, mit dem Ausdrucke: wie man solche einem Manne vorsetzen könne, der täglich einen Weißpfennig (etwa 3—4 Pfennige) verdiene.

Freudig steuerte die ganze Christenheit zu dem gottgefälligen Werke, und besonders flossen aus England, wie beim Beginne des Baues auch noch die reichsten Gaben. Erzbischof Wichbold selbst, vom König Albrecht, den er im September des Jahres 1298, am Tage des h. Bartholomäus in Aachen gekrönt, reich an Gold, Zöllen und andern Gerechtsamen beschenkt, förderte den Bau aufs Kräftigste, doch sollte ihm nicht das Glück werden, einen Teil desselben vollendet zu sehen, denn er fand schon im Jahr 1303 in Soest sein Grab. Sein Nachfolger Heinrich II. von Virneburg, nahm sich des Baues aber eben so thätig an, und Meister Gerhard sah durch seinen emsigen Fleiß das Werk aufs Herrlichste gedeihen, konnte selbst, als die Bürger Kölns, dem Könige Ludwig dem Baier zugethan, mit ihrem Erzbischofe, der Friedrich von Österreich gegen Ludwig in Bonn gekrönt hatte, in Fehde gerieten, ungestört fortarbeiten. So reich waren die milden Gaben; ganze Pilgerscharen zogen gen Köln, um hier bei den h. drei Königen zu opfern und, sich den schwersten Arbeiten unterziehend, an dem h. Baue teilzunehmen.

Bei anbrechender Nacht sah man gewöhnlich die Baugerüste um das Chor, welches, schon im Äußern der Vollendung nahe, die Stadt, einer stattlichen Burg gleich, überragte, hell erleuchtet, und Gott in frommen Gesängen preisend und seinen Schutz für das hohe Werk erflehend, wallten die Pilger in feierlichen Zügen um den hohen Bau, bis der Morgen sie wieder zu neuem Tagewerk rief.

Mit dem Bewußtsein dessen, was er zu vollbringen gedachte, schaffte Meister Gerhard aufs Rüstigste an dem hohen Werke und sah auch, nach 22 Jahren Arbeit, das Chor in unerreichter Pracht vollendet. Ein wunderreiches Tabernakel prangte es unter den andern Gotteshäusern Kölns, fernher die Gläubigen zur Andacht ladend, die im Innern ein jedes Herz erheben mußte, denn in schwindelnder Höhe, wie von des Himmels Dom, leuchteten von dem blauen Gewölbe helle Sterne, nur gebrochen konnte der Tag in magischem Scheine sein Licht durch die zwei Reihen reich und kunstvoll bemalter Fenster in die weiten Hallen senden, so daß die Steinbilder der Apostel und Engel an den Säulen des hohen Chors und in den Kapellen, die, sieben an der Zahl, die Chorrundung umgaben, wie belebt erschienen, um mit der andächtigen Menge den Ewigen zu lobpreisen.

Am 27. September 1322 wurde das Chor vom Erzbischofe Heinrich von Virneburg mit großer Pracht und Feierlichkeit geweiht, und die Reliquien der h. drei Magier in dem neuen Tempel zur Verehrung beigesetzt.

Der Chorbau war also herrlich vollendet, und Meister Gerhards Name und Werk wurden gerühmt und gepriesen in allen Landen; nur der Meister selbst schien sich seines Werkes nicht zu freuen. Wie emsig er sich auch dem Fortbaue hingab, düstere Schwermut hielt seinen Geist umfangen, ihn quälte der Gedanke, ob er auch je den Bau in seiner Vollendung sehen würde; denn, wenn auch noch rüstig und kräftig, so war es ihm doch ein niederschlagendes Gefühl, dachte er sich, wie ihn der Tod bei seinem Werke überraschen könne, und so einem andern Meister die Ehre des Vollendens werden sollte. Wenn er dann um den Bau schritt und sein Blick sich verlor in den Laubzinnen, die im Abendrot erglommen wie glühende Blütenbüschel und feuerstrahlende Dolden, dann beschlich ihn das Gefühl des Stolzes, und immer düsterer wurde es in seiner Seele. Parlierer (Aufseher) und Gesellen hatten des Meisters Zustand längst bemerkt; wo er sonst mit mildem Ernste die Säumigen und Fehlenden zurecht gewiesen, trat jetzt Strenge und Härte; es konnte ihm niemand mehr nach seinem Sinne arbeiten, nimmer geschah ihm genug, wie sehr sich auch die Gesellen sputeten. Flügel hätte er dem Werke geben mögen, und doch vermaß er sich oft des frevelnden Wunsches, dasselbe nie begonnen zu haben; denn mit jedem Tage verfolgte ihn, gleich einem höllischen Geiste, immer quälender der Gedanke, daß es ihm unmöglich, den Bau ganz zu beendigen.

Mit tiefer Betrübnis hatte seine Hausfrau seinen Seelenzustand wahrgenommen, vermochte es aber nicht, die Schwermut zu bannen, wie liebevoll ihre Sorgfalt auch alles aufbot, den Meister zu erheitern. Sehr erwünscht kam es ihr daher, als ein fahrender Magister bei ihnen einsprach, der weit gereist in der Welt und von Hispania und Italien, wie von dem Morgenlande gar wundersame Mähren zu erzählen wußte, daß es ihr bei seinen Erzählungen oft unheimlich zu Mute ward. Der Meister schien jetzt seinen Trübsinn zu verlieren, aber auch seine Pflichten als Leiter des Dombaues zu vergessen, denn Tage lang hing sein Ohr an des Erzählers Mund, der absichtlich seinem Stolze immer neue Nahrung gab und nur darauf hinzuwirken schien, den Meister dahin zu bringen, den Dombau nicht weiter fortzuführen. Wenn er ein schönes Bauwerk geschildert und mit grellen Farben gezeigt hatte, wie es nichts sei im Vergleich zum Dombaue, sprach er gewöhnlich: „Wer ist wohl befähigt, das zu vollenden, was Ihr begonnen, und wenn alle Hütten Englands, Italiens und Deutschlands zusammentreten? Wo jetzt einer als Meister baut, hat er Euch nicht das zu verdanken, was er zu verstehen wähnt, hat er Euch nicht Plan und Regel gestohlen? Gebt Ihr das Werk dran, wie werden die Zwerge es dann wagen, Euch folgen zu wollen?"

Solche Reden fochten des Stolzes Gluten in des Meisters Seele nur noch höher an, und er

faßte den Entschluß, den Bau ganz aufzugeben und alle Plane und Risse zu zerstören, damit auch keiner, wenn es ihm nicht vergönnt, den hohen Bau zu vollenden, nach seinem Plan es vollführen möge. In der nächsten Nacht wollte er alle Pläne vernichten. Schon mit einbrechendem Abend schloß er sich in seine Kammer. Knisternd loderte das Kienholz im Kamin; wohlthätige Wärme durchströmte das erleuchtete Gemach, wo er so viele Nächte in stillem Fleiße über seinem großen Werke gewacht, das er jetzt für ewig vernichten wollte. Ein eigenes Gefühl der Wemut wurde aber in ihm rege, als er die Plane und Risse vor sich entfaltete, um noch einmal in deren Anschauung zu schwelgen. Die schönsten Zeiten seines Lebens lagen in seinem Werke vor ihm, es war, als sollte er den besseren Teil seines Ichs den Flammen opfern. Gegen diese Erinnerungen kämpfte aber der Stolz mächtig an, denn er sollte ja nicht vollenden können, was er geschaffen, und vielleicht ein andrer den Ruhm ernten, um den er jahrelang gerungen. Schon zuckte seine Rechte nach den Pergamentrollen, auf welchen der Bauplan und die Konstruktionen, die er erfunden, gezeichnet waren. Knisternd leckten die Flammen des Herdes an den Wänden empor, als seien sie begierig nach ihrem Opfer; da fiel des Meisters Blick durch das hohe Bogenfenster auf den Dombau selbst, welcher in der ganzen Größe des hier verwirklichten Gedankens in erhabener Majestät vor ihm lag. Er ließ die Rolle sinken. Seine

Hände schlangen sich wie zum Gebete ineinander. Immer riesiger und gewaltiger baute sich das Chor im falben Scheine des Mondes zum Himmel auf; ein geheimnisvolles Leben schien sich in den Säulen und Laubzinnen zu regen, die Englein in den Nischen der Strebepfeiler glaubte er musizieren zu hören und lobpreisen den Ewigen, zu dessen Ehre und Ruhm er mit kindlichem Glauben und Vertrauen des Künstlers das hohe Bauwerk begonnen und so weit gefördert hatte. Und jetzt wollte er aus irdischen Beweggründen den Bau aufgeben, vernichten, was er allein durch Gottes Beistand geschaffen hatte? Thränen füllten sein Auge, andächtig sank er auf die Kniee nieder und betete, wie er so oft gebetet, wenn sein Mut ob den scheinbar unüberwindlichen Schwierigkeiten des Unternehmens gezagt, wenn sein Vertrauen gewankt.

Ruhe kam wieder in seine Seele — es war ihm wieder, wie in jenen Tagen, wo er voll Gottvertrauen den großen Gedanken ins Leben zu rufen angefangen; — verbannt war der Gedanke des Stolzes, der ihn an sich selbst irre werden ließ. Er gelobte fest, sich mit ganzer Kraft, zu Gottes Ehre, dem Baue wieder hinzugeben, ihn so weit zu fördern, als es des Ewigen Wille sei. Da rauschte es, wie schauriger Flügelschlag und Ruf des Nachtgevögels vor dem Fenster, und ächzend heulte ein Windstoß durch den Schlott, als wolle er das Haus aus seinen Grundmauern heben. —

Der Meister hatte die Ruhe der Seele wieder und mit ihr auch seine frühere Kraft und Thätigkeit. Wohl vermied er den fahrenden Magister, der zwar noch von Zeit zu Zeit bei ihm einsprach, in dessen Nähe ihn aber immer etwas Unheimliches überschlich, und rüstiger als je, als hätte es gegolten, den Dom in einem Jahre fertig zu bauen, wurde an dem Werke gearbeitet, so daß sich in zweier Jahren Frist der nördliche Turm zu bedeutender Höhe erhob und als Wahrzeichen des ewigen Baues schon den gewaltigen Krahnen in die Luft streckte. Mit dem Stolze des Bewußtseins, was er vollbracht, stand Meister Gerhard eines Tages auf dem Turme und überschaute selbstgefällig den Riesenbau, freute sich inniglich der emsigen Thätigkeit, die in den Hütten und rings auf den Gerüsten herrschte. Der Wunsch, sein Werk in seiner ganzen Pracht vollendet zu sehen, stieg in diesem Augenblicke lebendiger, denn je, in seiner Seele auf, und er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß er vielleicht bald der Natur den letzten Tribut zahlen müsse. Da trat ein Fremder zu ihm, den er bis dahin nicht bemerkt hatte. Gekleidet war er in Scharlach, wie einer aus den edelsten Geschlechtern, mehrere goldene Ehrenketten glänzten auf seiner Brust, und auf dem schwarzen Barett schwankte stolz und keck eine rote Feder. Er bot dem Meister Wort und Gruß des Steinmetzen, und gab sich zu erkennen, als Meister der freien Kunst.

Manch freundliches Wort des Lobes sprach der Fremde über den majestätischen Bau, doch hart traf er des Meisters Stolz, als jener die Meinung äußerte: wie es ein eitel Beginnen des Sterblichen, ein so gewaltiges Werk zu gründen, das zu vollenden er nie imstande sei, so daß er mit dem ersten Steine auch schon voraussehen könne, daß ein Andrer die schöne Frucht seiner mühevollen Saat ernten werde.

„Und wer sollte mich hindern, den Bau zu vollenden?" fuhr der Meister auf.

„Das Leben!" war des Fremden kurze Antwort. „Des Erdenwurms Wollen ist ihm ja nicht einmal unterthan, denn mit dem ersten Atemzuge ist er dem ärgsten Feind der That, dem Tode schon verfallen."

„Ich vollende, was ich begonnen," sprach der Meister gekränkt, „jede Wette gehe ich darauf ein, und wäre es mit dem bösen Feind."

„Topp! schlagt ein!" grinste der Fremde, dem Meister die Rechte hinhaltend, der bewußtlos einschlug und in demselben Augenblicke seinen Körper wie von einem Blitzstrahle durchzuckt fühlte. Ein riesiges Ungetüm erschien ihm der Fremde, aber sein beleidigter Stolz, welchen des Fremden Hohn aufs Höchste gereizt hatte, ließ ihn nicht mehr zurücktreten.

„Es gilt also die Wette; doch damit Ihr seht, daß auch der Teufel Billigkeit besitzt, so will ich Euch etwas entgegenstellen. Ich führe von Trier bis hierher nach Köln eher ein unterirdisch Bäch-

lein, daß Enten darauf schwimmen können, ehe Ihr den Bau des Doms vollendet. Euer sind zehn Seelen, verliere ich meine Wette; gewinne ich, ist die Eurige mein."

„So sei es!" sprach entschlossen Meister Gerhard.

„Dann auf Wiedersehen!" rief der Fremde mit Hohnlachen. Er breitete seinen weiten Mantel in die Lüfte aus und fuhr mit dem Sturmwinde, der plötzlich über den Dom brauste, von dannen, daß er im Nu des Meisters Blicken entschwunden war.

Ob es ein Traum oder Wirklichkeit, was ihm geschehen, wußte sich der Meister nicht zu deuten; aber er versank von dem Augenblicke wieder in düstere Schwermut, und wenn er sich auch mit der angestrengtesten Thätigkeit dem Baue hingab, so vermochte er es dennoch nicht, seinen Trübsinn zu verscheuchen. Oft sah man ihn stundenlang in tiefes Nachdenken versunken vor sich hin brüten; der trostlose Ernst des Grams sprach aus seinen Zügen, die sich aber zuweilen plötzlich zu einem krampfhaften Lächeln zusammenzogen; aus tiefer Brust schöpfte er dann Atem und murmelte zwischen den Zähnen: „Ich habe mein Geheimnis; die Wette gewinnt er doch nicht."

Seine Hausfrau sann vergebens nach über ihres Mannes Kummer, denn fröhlich wuchs der Bau heran, Ehre und Reichtum blieben nicht aus, aber nichts schien den Meister mehr zu freuen, und ängstlich wich er allen ihren Fragen aus,

wenn sie ihn mit weiblicher Sorglichkeit zu trösten suchte und nach der Ursache seines Grams forschte. Immer reger wurde aber dadurch ihre Neugierde, und wohl sann sie hin und her, wie sie ihres Gemahls Geheimnis erfahren könne.

Da stellte sich, wie vor Jahren, der fahrende Magister wieder ein, vermied aber sorgfältig das Haus, wenn er vermuten konnte, daß Meister Gerhard zu Hause sei. Sein Schönthun, seine Schmeichelreden gewannen ihm bald das Vertrauen der Frau wieder ganz, und sie erzählte ihm denn auch, wie sie so sehr bekümmert sei um den Gemütszustand ihres Gemahls, und wie er ein Geheimnis vor ihr berge, das schwer auf seiner Seele zu lasten scheine.

„Dann ist ihm nur zu helfen, wenn wir das Geheimnis wissen, und dazu kann auch Rat werden. Sucht Euren Herrn durch süße Worte zu bereden, daß er es Euch vertraue. Helfen die Worte nicht, so wüßt ich ein Mittel, aber einer christlichen Hausfrau würde es vielleicht nicht geziemen — —"

Ihre Neugierde ward durch des Magisters Rede, der er einen gar geheimnisvollen Ton zu geben wußte, doppelt angeregt, und eifrigst drang sie in ihn mit Bitten und Anerbieten, ihr das Mittel doch zu sagen.

„Nun, wenn Ihr gesonnen seid," fuhr der Magister fort, „hier habe ich ein Kräutlein, unschuldig sonst, rührt Ihr das dem Meister in seinen Abendtrunk, so wird sein Traum an ihm

zum Verräter, wenn Ihr ihn um das Geheimnis offen fragt."

Sie wurde das Opfer ihrer Neugierde.

Zwar fragte sie oftmals, ob das Kräutchen auch sonst von schädlicher Wirkung sei, und da ihr der Magister das Gegenteil versichert, rührte sie es ihrem Manne in den Abendtrunk und gewahrte auch bald, daß seine Wirkung die rascheste war. Der Meister sank sogleich in festen Schlaf, der aber bald unruhig wurde. Er murmelte einige unverständliche Worte, und als sie ihn nun befragte, erzählte er den ganzen Hergang, und gellend auflachend, daß es sich schauerlich anhörte, schloß er seine Erzählung: „Aber er gewinnt die Wette dennoch nicht, ich habe mein Geheimnis!"

„Und dies wäre?" fragte sie, gespannt horchend.

Der Meister fuhr in einem lachenden Tone fort: „Laß ihn nur machen, denn kein Tropfen Wasser wird in dem Bächlein fließen, läßt er nicht von Viertel- zu Viertelstunde ein Luftloch, und daran wird der Böse nicht denken."

Am andern Morgen, als der Meister kaum hinaus zum Bau gegangen, fand sich der Magister wieder ein, und Gerhards Hausfrau hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihm das Geheimnis ihres Mannes mitzuteilen. Mit des Windes Eile war der Magister plötzlich verschwunden und schallendes Hohngelächter betäubte die Überraschte dergestalt, daß sie das Bewußtsein verlor und zu Boden stürzte.

Meister Gerhard stand auf des Turmes Platte, die Arbeiter zum Fleiße antreibend, denn ein schweres Gewitter zog heran und lagerte sich über die ganze Stadt. Noch regte sich kein Lüftchen; plötzlich horchte der Meister auf; er vermeinte das Geschnatter von Enten zu vernehmen — und siehe da, ein lustiges Bächlein rann daher und auf demselben, laut schnatternd, ein paar Enten. Da erfaßte wilde Verzweiflung den Meister, er stürzte sich hinab von der Zinne. In demselben Augenblick entlud sich das Wetter mit furchtbarer Gewalt, und der Himmel erschien, von wilden Blitzen zerrissen, wie ein Feuermeer. Von den Türmen erscholl der Sturmruf, denn des Meisters Haus stand in hellen Flammen. Vom Feuer verzehrt wurden des Meisters Pläne, so daß der Dombau unvollendet blieb, denn, wie viele Steinmetzen sich auch bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts an den Bau wagten, fördern konnte ihn keiner.

Meister Gerhard hält aber noch in nächtlicher Stunde seinen Gang um den Bau, sich an seinem Werke weidend, das noch keiner nach ihm zu vollführen imstande war.

Selbst der böse Feind war ergrimmt, daß der Bau bis dahin vollendet, denn im Jahr 1438 schleuderte er eine der wuchtigsten Spitzsäulen durch das Gewölbe der Chorrundung, um die Kapelle der h. drei Könige zu zerschmettern, und lange noch zeigte man den Steinblock, in welchen des Bösen Krallen eingedrückt waren.

Zur Erinnerung an Meister Gerhards Ende, ist er, vom Turm herabstürzend, an der Südseite in Stein gehauen, und der Böse fährt ihm nach in Gestalt eines zottigen Pudelhundes.

Der Dom-Plan.

„Nur Gott allein, der starke Herr,
Hat Eigenes, sonst keiner mehr,
Leib, Seele, Ehre, Geld und Gut,
Sind Lehen, was auch einer thut."

Wie in allen Künsten und Wissenschaften viel erfahren und bewandert, war Albertus auch nicht minder geschickt in der Baukunst. Sein Geist war eingeweiht in die Geheimnisse der vier gekrönten Meister, welche schon unter Kaiser Diocletian den Martyrtod litten; er verstand es nach den Regeln der Kunst, Zirkel, Winkel, Maßstab und Wage zu führen, und daß er es verstand, davon gaben Kunde der Chorbau der Dominikanerkirche zu Freiburg im Breisgau, den er nach seinem Plane ausführte, so wie das herrliche, jetzt leider auch niedergerissene Chor der Dominikanerkirche in Köln, das er ebenfalls auf seine Kosten und nach seinem Entwurfe erbauen ließ; soll doch auch selbst der Regensburger Dom nach seinem Plane ausgeführt worden sein.

Als Erzbischof Engelbert I. von Berg durch sein Ansehen und die Kraft seines Willens wieder Ordnung und Recht in den rheinischen Landen und im Erzstifte eingeführt hatte, nach den langen Trübsalen des Bürgerkrieges zwischen den Hohenstaufen und Otto IV. von Braunschweig endlich

der Frieden mit seinem Segen in die verwüsteten und verödeten Gauen zurückgekehrt war, und Bürgerglück und Wohlstand wieder frisch emporblühten, gedachte der mächtige Kirchenfürst, dessen Hand mit gleichem Erfolge das Schwert wie den Krummstab führte, auch des Glanzes seiner Kirche. Wie er mit eiserner Strenge die Stiftslande vor der Gewaltthat der Raubritter zu schützen gewußt, so hatte er auch der Entartung der Geistlichkeit Schranken gesetzt und sie durch Aufnahme neuer Orden, welche noch streng nach ihren Regeln lebten, zur Nachahmung der gottseligen Beispiele angespornt. Schon im Jahr 1219 wies er den deutschen Herren, den Marianern, einen Sitz in Köln an und weihte die von dem Orden erbaute Kirche der h. Katharina. Aus Italien brachte er im folgenden Jahre die Franziskaner, Karmeliter und Dominikaner nach Köln, und gern folgte auch Albertus dem Rufe, der ihn hierher als Lehrer an die Schule seines Ordens beschied.

Erzbischof Engelbert wollte seinen Sitz aber noch vor allen Städten des Rheines auszeichnen durch einen Tempelbau, wie die Städte des Rheins und ganz Deutschland keinen zweiten aufzuweisen haben sollten, der, ein Zeichen seiner Macht und des Ansehens des Erzstiftes vor allen geistlichen Landen, auch zugleich ein würdiges Tabernakel für die Reliquien der h. drei Könige, die in demselben verehrt wurden.

Reich war Engelbert an eigenen Gütern; mehre hundert Mark Goldes bestimmte er zu dem

Bau und wußte auch die Stiftsherren zu bewegen, daß sie einen großen Teil ihrer Einkünfte von den bei den h. drei Königen gespendeten Opfern dem Baue zuwiesen. Als der Friede wieder zurückgekehrt in die rheinischen Lande, strömten auch mit jedem Tage mehr Pilger herbei, und immer reicher flossen die Opfer. Im Jahr 1224 kam selbst König Johann von Jerusalem im Geleite des Königs Heinrich, den Engelbert erzogen und 1222 in Aachen als deutscher König gekrönt hatte, nach Köln, um ihre Andacht bei den h. drei Königen zu verrichten. Über alle Beschreibung feierlich und prächtig war der Empfang; der Erzbischof, die Edlen der Stadt und die Bürgerschaft wetteiferten in ihren Huldigungen, denn König Johann war begleitet von seiner Gemahlin Berengaria und ihrer Tochter Jolante, der Verlobten Kaiser Friedrichs. Wie groß auch die Pracht war, welche die königlichen Gäste bei ihrem Eintritte zur Schau boten, die Bürgerschaft Kölns wurde in ihrem Aufzuge, wie uns die alten Chronisten berichten, dadurch nicht verdunkelt, sie bewährte den Ruf ihres Reichtums in allen Festlichkeiten, die sie den hohen Gästen zu Ehren veranstaltete.

Bedeutende Spenden hatte St. Peters-Münster von den Königen und den Edlen, die in ihrem Geleite, empfangen, welches den Erzbischof bestimmte, seinen Entschluß zur Ausführung zu bringen. Albertus erhielt den Auftrag, den Plan zu dem neuen Tempel so prachtvoll und erhaben

wie möglich zu entwerfen. Engelbert setzte in den baukundigen Meister sein ganzes Vertrauen, und Albertus fühlte sich hochgeehrt durch den Auftrag. Wie er aber auch sann und sann, wie viele Entwürfe er auch machte, wie emsig er dem Gedanken auch nachhing, es wollte ihm nicht gelingen, den Plan zur Vollendung zu bringen; so daß er zuletzt mißmutig wurde und selbst an der Vollendung verzweifelte. Was er schuf, genügte ihm nicht. Die erhabenen Bauwerke Italiens, Frankreichs und des deutschen Vaterlandes, die er kannte, wollte er nicht zum Vorbilde nehmen, — etwas Neues, Großartiges wollte er schaffen; aber der Geist der Erfindung schien trotz aller Anstrengung von ihm gewichen zu sein.

Mit dem Gedanken an den Bau beschäftigt, saß er eines Abends im Refektorium und hatte gar nicht gesehen, daß die übrigen Mönche die Halle schon längst verlassen hatten. Der Wachsstock an seinem Pulte war ausgebrannt, er hatte, in seinen Gedanken vertieft, nicht bemerkt, daß ihn völliges Dunkel umgab. Inbrünstig betete er um Erleuchtung zur Vollendung des Werkes, das er zu Gottes Ehre schaffen sollte. Wie Wetterleuchten zuckte es plötzlich vor seinen Augen, erschreckt schaute er auf und sah sich von einem milden Lichtglanze umflossen, der ihn alle Gegenstände genau erkennen ließ. Da schritten vier Männer in weiten Talaren durch die Thür der Halle, auf ihren Häuptern strahlten goldene Kronen, wie Edelgestein schimmernd im Lichtglanze.

Dem ersten, einem ernsten Greise, wallte ein reicher weißer Bart über die Brust, und seine Rechte trug den Zirkel; nicht so alt war der zweite, aber doch schon hinaus über die Jahre des kräftigen Mannesalters, er führte das Winkelmaß; der dritte, ein rüstiger Mann, dessen Kinn ein dunkler krauser Bart umschattete, führte den Maßstab, und der vierte, ein blühender Jüngling, dessen Haupt noch reiche, blonde Locken zierten, trug die Wage; also bekundeten ihre Zeichen, daß sie Meister der Baukunst waren. Ernst und feierlich schritten sie daher, ihnen folgte in Himmelsschöne, die h. Jungfrau, wie sie ihm schon einmal in seiner Jugend erschienen war; in ihrer Rechten trug sie eine blühende Lilie. Albertus sank anbetend nieder.

Seine Überraschung verwandelte sich in andächtiges Staunen, als die vier Meister, nach der Angabe der heil. Jungfrau, mit der größten Emsigkeit den Plan zu einem majestätischen Kirchenbau aufrissen. Staunend sah er, wie sich der Bau in hellstrahlenden Linien fortbildete zu einem erhabenen Ganzen, wie er selbst nie ein Bauwerk geahnt. Als der Aufriß in allen seinen Teilen vollendet und wie Sternenschein von der Fläche der Wand ihm entgegenstrahlte, trat ein dienender Bruder mit einem Windlichte ins Refektorium, um ihn zu suchen. Die lieblichen Erscheinungen waren verschwunden, verwischt der Plan, aber er stand mit hellen Zügen in Albertus Seele geschrieben.

Mit dem rüstigsten Eifer gab sich Albertus jetzt ans Werk, und bald hatte er den Plan vollendet, wie ihn die vier gekrönten Meister nach der Angabe der h. Jungfrau aufgerissen hatten. Es sollte aber noch nicht zum Bau kommen, denn schon im folgenden Jahre hatte Deutschland den unersetzlichen Verlust Engelberts zu beklagen; Mörderhand traf ihn. In silberner Kapsel wurde aber der Plan, den Albertus entworfen, aufbewahrt, und nach ihm auch der Bau begonnen, als Erzbischof Konrad von Hochsteden den Grundstein zum heiligen Bau gelegt hatte.

Der Kölner Dom.

Bevor zum Dom ihr Steine findet,
Bevor das Fundament verschwindet,
Euch Schwätzern rühm ich's ins Gesicht,
Soll mir ein Bach die Stadt begießen,
Gefaßt in Marmelsteine schießen."
Nun höret, was der andre spricht:

„Bevor ihr finden mögt die Quelle,
Bevor ihr leiten mögt die Welle
Die Straßen hin, in Stein gefaßt,
Soll stehn vollendet, was ich baue,
Soll schwimmen in des Himmels Blaue
Des Domes Schiff und Doppelmast.

„Erst dann, wie unter Moses Stabe,
Wird euch des reichsten Quelles Labe
Entspringen aus dem Münsterflur;
Der Quell entströmet nur den Händen,
So diesen Gottesbau vollenden;
Ihr kennt den Meister, hört den Schwur!" —

Auf seinem Steine steht der Meister,
Die Seinen ruft er, stellt und weist er,
Das Pergament in fester Hand;
Auf springt der Erde Felsenkammer,
Der Meißel klingt, es tönt der Hammer,
Lebendig wird das weite Land.

Er senkt das Kreuz im Grunde nieder;
Als Säulenwand ersteht es wieder,
Das lebenreiche Samenkorn;
Das Kleeblatt quillt aus seinem Schoße,
Die Lilie steigt, es flammt die Rose
Aus seinem unerschöpften Born.

Die Säulenäst im Dach verwoben,
Wie eine Brust im Schmerz gehoben,
Gen Himmel atmend, steigt der Chor;
Wie mit Gesang hinangeschwungen
Wie im Gebet erstarrte Zungen
Stehn tausend Blumentürm empor.

Schon blicken durch des Domes Bäume
Des Himmels lichtgemalte Räume,
Die ew'ge Morgenröte schon;
Du darfst die Königin der Frauen
Im Seraphinenkranze schauen,
An ihrer Brust den ewgen Sohn.

Derweil zerquält der andre Meister
Vergebens forschend seine Geister,
Die Stirne drückt der schwarze Wahn:
Er pocht am Hügel, in den Tiefen,
Doch alle Nixen, Elbe schliefen:
Drum hebe mit dem Höchsten an!

Und endlich sprengt des Hauses Jammer
Des Stolzes lang gehaltne Klammer:
„Geh hin, o Weib, ich beuge mich."

Sie wirft, der Schwester Knie umschlingend,
In bleichem Gram die Hände ringend
Zu der Beglückten Füßen sich:

„Ich weiß, dir hält er nichts verborgen:
In seine höchsten, tiefsten Sorgen
Hat dich der Meister eingeweiht;
Sein Name tönt im Psalmenruhme,
Er baut ihn auf im Heiligtume:
Nun Schwester, übt Barmherzigkeit.“

Sie sprach: „Mein Glück will Glück nur sehen;
Geschehe mir, was mag geschehen!
Heb, Schwester, Knie und Augen hell;
Der Stein, auf dem er einst gestanden
Das Pergament in seinen Handen,
Im Flur des Turmes, deckt den Quell.“ —

Und kaum hat jener Kund empfangen,
So kommt er stolz zum Dom gegangen:
„Heran! hier ist der Mosesstab!“
Er schwingt den Hammer, bricht die Schwelle,
Und lustig springt die reiche Quelle
Hervor aus ihrem Marmorgrab.

Des Domes Meister naht im Grimme,
Er singt mit feierlicher Stimme,
In seiner Hand das Pergament:
„Ich leg euch, Türm, in Zauberbande!
Hinunter, Quell, verdürst im Sande!“
So sang der Meister und verschwand.

Erloschen sind des Himmels Kerzen,
Es starren zwei gebrochne Herzen,
Die Türme noch vom Kölner Dom:
Doch mögt ihr nachts geruhig lauschen,
So hört ihr dumpf die Tiefe rauschen
Und Geister hadern in dem Strom.

Das Loch in der Mauer.

„Der Untreu' ärgste Straf' ist, daß sie
nicht kann glauben
An fremde Treu', das wird die Ruh'
ihr ewig rauben."

Während der Regierung des Erzbischofs Engelbert von Falkenburg, war eine Anzahl kölnischer Patrizier, die in einem jener blutigen Kämpfe zwischen Volk und Ritterschaft den Kürzeren gezogen hatten, aus der Stadt Köln verwiesen worden. Zu diesen Verbannten, welche die geliebte Vaterstadt verlassen mußten, gehörten „die Weisen, Richwin von Gryn, Johann von der Porzen, Wilhelm von Pulheim und andre mehr. Sie wurden unter starkem Geleite über den Rhein gesetzt und dann ihrem Schicksale überlassen. Ehe sie sich trennten und zerstreuten, erwählten sie, unter dem Siegel des heiligsten Geheimnisses, die Stadt Bonn als Versammlungsort, schlossen einen Treubund, dessen Zweck und Ziel war, alle Mittel und Wege aufzusuchen, die sie wieder in die Vaterstadt zurückführen könnten. Dieser Bund wurde die Ursache eines der interessantesten Ereignisse, das uns in der Geschichte der Stadt Köln begegnet.

Dort, wo die Karthäuser Windmühle steht (oder stand), war ehemals ein Feldthor, das den Namen Ülerthor führte. Nahe dabei wohnte zu Engelberts Zeit in einem Bogen (sogenannten Wichhause) an der Stadtmauer ein armer Schuhflicker mit Namen Habenichts, der neben seiner

Schuhflickerei noch einen Hausierhandel mit Kerzen betrieb, welcher ihn auch öfters aufs Land hinaus führte. Zu diesem kam nicht lange nach der Verbannung „der Weisen" ein Bote mit dem Auftrage, Habenichts möchte sich bald in Bonn bei „Hermann dem Fischer," einem Mitverbannten „der Weisen" einfinden, sein Gang solle ihm wohl belohnt werden. Habenichts erschien und erhielt den Auftrag, in der Stille unter dem Bogen der Stadtmauer, an dem er wohne, eine Öffnung zu graben, so groß, daß Mann und Pferd bequem durchgehen könnten. Für seine Bereitwilligkeit, dies Werk auszuführen, erhielt er sofort 5 Mark geschenkt und 30 Mark wurden ihm versprochen, die er erhalten solle, wenn er den Auftrag in geheimer Stille ausgeführt haben würde. Eine solche Summe war damals groß genug, einen armen Schuhflicker zu bestechen, und Habenichts säumte denn auch nicht, am Tage gar fleißig durchzubrechen und nachts den Schutt fortzutragen. Als er mit seiner Arbeit fertig war, nahm er seine Kerzen, um damit wie gewöhnlich auf das Land zu gehen, schritt aber statt dessen rüstig der Stadt Bonn entgegen und hinterbrachte „Hermann dem Fischer" die Nachricht, daß das Loch in der Mauer fertig sei.

Inzwischen hatten die „Weisen" und ihre Mitverbannten mit ihren Verwandten und Freunden in Köln einen regen Briefwechsel unterhalten, und durch diese den Zunftvorstehern der Stadt Be-

freiung von Zoll- und Einkommensteuer versprechen lassen, wenn sie ihnen zur Rückkehr in die Stadt behülflich sein wollten. Einige dieser Zunftvorsteher willigten ein und äußerten brieflich, sie wollten mit ihren Zünften den Verbannten zufallen, sobald dieselben 500 wehrhafte Männer nach Köln mitbrächten.

Die Öffnung in der Mauer war fertig und es mußten nun noch die 500 Mann Hülfstruppen beschafft werden. Auch diese wurden gefunden und zwar bei Walraf dem Herzog von Lymburg. Zu ihm eilten „Hermannn der Fischer," „Wilhelm von Pulheim" und andere, schilderten ihm die Leichtigkeit, in Köln einzudringen, ihren Anhang unter dem Volke, die Macht ihrer Freunde und Verwandten in der Stadt, die geringe Zahl von höchstens zweihundert Mann, welche die „Overstolzen" entgegensetzen könnten, die ungeheure Beute, die von diesem unermeßlich reichen Geschlechte und von anderen ihm zufallen würde; — eine Beute, so sagten sie, von der er sich ein Königreich kaufen könne; — endlich den Besitz der Stadt selbst, die sein eigen werden solle. Dabei verlangten sie mehr nicht zur Hilfe, als 500 rüstige Kämpfer. Der Herzog machte anfangs den Einwand, zu einem solchen kühnen Unternehmen müsse er Ritterschaft in großen Sold nehmen. Als die Verbannten aber auf die großen Schätze Kölns hinwiesen und ihm rieten, den Rittern davon ihren Sold zu versprechen, willigte er endlich ein. Doch ehe er das Abenteuer be-

gann, ritt er zum Grafen von Kleve, welcher der Stadt Köln nicht wohlgesinnt war, ebenso zu dem Grafen Dietrich von Falkenburg und gewann auch diese zu dem Zuge. Nachdem diese drei Herren eins geworden, teilten sie die Löwenhaut, ehe sie den Löwen hatten; sie bildeten nämlich aus Köln drei Städte, teilten diese unter sich und gaben jeder einzelnen Stadt ihr eigenes Gericht.

Dietrich von Kleve hatte eine Menge Ritter entboten, ihnen heimlich das Ziel der Reise offenbart, ihnen großen Sold, ja Erbe, Gut und Reichtum in der zu erobernden Stadt versprochen. Mit diesen gelangte er in aller Stille am Abend vor der Nacht, die zur Ausführung des Unternehmens angesetzt war, in die Gegend von Neuß, dessen Bürger bei einer so unerwarteten Erscheinung die Thore schlossen.

Nun geschah es, daß „St. Peters“ Bote aus Köln in derselben Stunde vor Neuß ankam und eingelassen zu werden verlangte. Ihm riefen die Bürger von den Mauern herab zu: „Eile zurück nach Köln und sage Deinen Landsleuten, daß sie heute Nacht noch den Grafen von Kleve zum Besuch haben würden.“ Auf den Tod erschrocken, begab sich der Bote eilig auf den Rückweg, doch vermochte er seine Vaterstadt vor der Gefahr nicht zu warnen, denn bei Grimmlinghausen sprengte schon der Zug der Ritter an ihm vorüber.

Es war eine stürmische Nacht, der Wind brauste furchtbar über die dürre Heide und ein

kalter Regen strömte herab, als der Herzog von Limburg und Graf von Falkenburg mit Ritter und Reisigen und der Heereszug des von Kleve — denn er war wohlweislich zu Hülchrath geblieben, — sich nach der Verabredung vor dem Ülenthor trafen. So wie sie versammelt waren, hieß der Graf von Falkenburg, die von Habenichts ausgegrabene, von außen aber verdeckt gehaltene Öffnung aufhauen, und sogleich zog ein Teil des Heeres hindurch, indem den Pferden die Sättel, weil sie hinderlich waren, abgenommen wurden. Jeder, so wie er durch die Öffnung in die Stadt gekommen war, versammelte sich um den Herzog; weil aber die strenge Kälte und die Regengüsse einen längeren Aufenthalt unter freiem Himmel nicht gestatteten, suchte man in den Häusern und Scheunen nahe am Thor, die von der übrigen Stadt weit entfernt, einsam umherlagen, einen augenblicklichen Schutz.

Unterdessen hatte sich Hermann der Fischer bei dem Herzoge eingefunden und versprochen, in Köln seine Freunde und Anhänger aufzusuchen, um beim grauenden Morgen, sobald man Freund und Feind erkennen könne, mit ihm gemeinsam die vornehmsten Personen der Stadt in ihren Betten zu überfallen. Ein braver Mann, — sein Name darf in den Tagebüchern Kölns nicht übergangen werden, — Hermann Winkelbart, hatte zufällig den verräterischen Anschlag erlauscht, und in Carriere kam er in den Filzengraben und in die Rheingasse, wo die Overstolzen wohnten,

gesprengt und schrie mit lauter Stimme: „Zu den Waffen, zu den Waffen, unsere Feinde haben die Ülenpforte inne!“

Längst hatte sich das unheimliche Gerücht in der Stadt verbreitet, daß Feinde hereinbrechen würden, da man aber Näheres nicht erfahren konnte, hielt man sich für jeden Fall schlagfertig. Dies der Grund, weshalb die Overstolzen und ihre Freunde sobald in den Sätteln saßen und gegen Pantaleon hinsprengten. Matthias Overstolz, der Feldhauptmann der Seinigen, hielt eine kurze aber kräftige Rede, voll Frommheit und Vertrauen, welche den Mut seiner kleinen Schar mächtig hob und belebte. Und wahrlich, des festen Mutes bedurften sie in hohem Maße, denn im Nu stachen dreihundert ausgesuchte feindliche Ritter, mit vier flatternden Fähnlein auf sie ein. Nicht mehr als vierzig kölnische Ritter waren es, die dem überlegenen Feind entgegenstürmten, und waren es auch lauter preiswürdige Kämpfer, so standen sie doch einem Feind gegenüber, der ihnen nicht nur an der Zahl überlegen war, der auch den Kampf der Verzweiflung kämpfen mußte, weil ihm kein anderer Rückweg, als der durch das enge Loch der Mauer, zu Gebote stand. Des ungleichen Kampfes erste Folge war, daß die Ritter Kölns, so mächtig auch ihr Widerstand war, zurückgedrängt wurden.

Matthias Overstolz, der schon manchen Lorbeer errungen, der einst bei Frechen so kühn gestritten, der das Schicksal der Gefangenen auf

der Ahr geteilt, bei der Eroberung des Beyenturmes wie ein Löwe gefochten und in dem Kampfe gegen die Weisen die Seinigen angeführt hatte, war, obgleich schon bei Jahren, der erste von allen gewesen, der in den zahllosen Haufen feindlicher Ritter stach. Aber Wunder der Tapferkeit konnten ihn bei den unzähligen Streichen der so weit überlegenen Feinde nicht retten; er sank tödlich verwundet vom Pferde. Vergebens hatte Gerhard Overstolz, sein Sohn, von Wut entflammt, eine mächtige Streitaxt erhoben, um des Vaters Blut zu rächen, und jeden der Feinde, die er erreichte niedergeschmettert; nichts konnte die alles umzingelnde Übermacht, da oft zehn Feinde gegen einen Kölner fochten, besiegen. — Peter von Juden, einer von den Gefangenen auf der Ahr, der so tapfer gegen die Weisen gefochten, Hermann von Ahren und Johann von Frechen starben den Heldentod fürs Vaterland.

Verloren schien auf immer mit dem Siege über die Ritter das bisher so glückliche Köln, und auswärtigen Feinden überantwortet zu sein; denn auf das Volk konnte nicht gerechnet werden. Hatten nicht noch vor kurzem die meisten Zünfte für eben die Verbannten die Waffen geführt, die jetzt den Herzog von Limburg und seine Bundesgenossen hereinbrachten? Hatten sie nicht selbst den Verbannten ihre Hilfe, wenn sie mit starker Macht sich einfinden würden, versprochen und verbrieft? Aber so dachte nicht ein edler Mann, Costin von Crop: voll Vertrauen, daß der Bürger

die Größe der Gefahr, die ihn umschwebe, fühlen würde, sprengte er in die Haufen des Volkes und hielt ihnen in herzerschütternden Reden die hohe Pflicht, die Rettung des Vaterlandes vor. Und in diesem Augenblicke war es, wo der edle Matthias Overstolz, ringend mit dem Tode, auf dem Schilde dahingetragen wurde und mit der Größe eines Epaminondas dem Volke zurief: „Trauert nicht um mich, nicht um die Sterbenden! Eilt, o eilt, wenn Vaterlandsliebe noch in Eurem Busen glüht, den Kämpfenden siegen zu helfen! Nur den Sieg der Unsrigen lasse der Allgütige mich schauen, und freudig will ich meine Augen auf immer schließen!" — Diese Worte wirkten, diese Worte trieben die Bürger Kölns in den Kampf, und zu Tausenden stürzten sie mit Streitkolben und Schwertern aus allen Straßen auf den Feind, und niemand war, der sich zu den Verrätern schlug.

Jetzt wendete sich das Geschick des Tages, und Kölns Wagschale sank.

Graf Dietrich von Falkenburg und viele andere Ritter und Reisige büßten in dem erneuerten Kampfe ihr Leben ein. Der Herzog von Limburg floh, um das freie Feld zu gewinnen, durch das enge Loch in der Mauer am Ülenthor, aber in voller Hast war ihm einer der kölnischen Ritter nachgesetzt, hatte ihn zwischen den Graben ereilt, und brachte ihn triumphierend gefangen in die Stadt zurück, über die er schon Herr zu sein geglaubt hatte.

Drei der Verräter, die durch ihre Vorspielungen den Herzog mit seinen Bundesgenossen in die Stadt gelockt hatten, unter diesen Hermann der Fischer und Wilhelm von der Hundsgasse, einer der Weisen, büßten ihr Verbrechen mit schrecklicher Strafe. Sie wurden, da man sie in der Stadt ergriff, geschleift und aufs Rad gelegt. So hatte der Vorsehung gütige Hand die schreckliche Gefahr leicht und glücklich über Köln hinweggeführt.

Die Tanzwut.

„Es giebt keinen Zufall;
Und was uns blindes Ungefähr nur dünkt,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen."

Im Jahre 1374 sah man auf dem Domhofe zu Köln Scharen von Männern und Frauen, pilgernd aus verschiedenen Gegenden Deutschlands ankommen, die vereint von gemeinsamem Wahne ergriffen, auf diesem Platze wie in der nahen Straße dem Volke ein sonderbares Schauspiel gewährten, und sich in dem bemitleidenswertesten Zustande völliger Geisteszerrüttung befanden. Allmählich ging das Übel, gleich einer epidemischen Seuche auch auf die Einwohner der Stadt über und verbreitete sich so schnell, daß man kaum Zeit übrig behielt, sich über die Mittel zu beraten, einem so plötzlichen und unvorhergesehenen Unglücke zu begegnen. Mit jedem Tage, ja fast mit jeder Stunde vermehrte sich die Anzahl der Leidenden.

Hand in Hand schlossen sie Kreise und sprangen sinnlos tobend, ohne Ordnung und Ziel, von unbändiger Tanzwut ergriffen umher, bis sie völlig erschöpft zu Boden fielen, nach kurzer Rast sich wieder erhoben und das Schauspiel erneuerten.[1] Nach vollendetem Tanze und im Zustande gänzlicher Erschöpfung, klagten sie über große Beklemmung, ächzten und stöhnten einem Sterbenden gleich, bis man ihnen den Unterleib fest mit Tüchern zuschnürte, worauf sie wieder freier atmeten, sich allmählig erholten, wieder zur völligen Besinnung kamen und ruhig und wohl verblieben, bis ein neuer Anfall die nämliche Krise herbeiführte. Während jenes begeisternden Tanzes pflegten sie allerlei sonderbare Erscheinungen und Visionen zu haben, obgleich sie weder mit natürlichen Augen sahen noch hörten; nur ihre erhitzte Phantasie gaukelte ihnen Geister und allerlei Fratzen- und Spukgestalten vor, welche sie alle mit Namen nannten und deren Eigenschaften sie auf die abenteuerlichste Weise in prophetischem Tone und mit den seltsamsten Geberden erzählten, sie bald bewundernd priesen, bald mit Schauder ihrer erwähnten. Einige unter diesen Kranken sagten aus, es sei ihnen während des Tanzes manchmal vorgekommen, als wateten sie durch Ströme von Blut, da habe namenloser Schrecken sich ihrer Sinne bemächtigt, und dies habe sie veranlaßt, so hoch zu springen. Andere sahen in ihrer Verzückung den Himmel offen, sie erblickten die lieblichsten Gestalten der Verklärung, den thronenden

Heiland, die Mutter Gottes und den Chor der Engel vor sich; wie denn der Glaube des damaligen Zeitalters sich in ihrer Phantasie gar mannigfach und wundersam spiegelte. Ihre schwärmerischen Tänze begleiteten sie nach Angabe der kölnischen Chronik mit den Reimen:

Herr sent Johann!
So, so,
vrisch und vro,
Herr sent Johann.

Nur wenige Monate bedurfte es, um diese dämonische Krankheit von Köln so wie von Aachen aus, wo sie sich im Juli 1374 zeigte, über die benachbarten Niederlande zu verbreiten. Die Besessenen zeigten durchgehends einen krankhaften Widerwillen gegen die damaligen Modeschuhe oder Schuhschnäbel, insbesondere aber gegen die rote Farbe, bei deren Anblick viele in krampfhafte Zuckungen verfielen. Einen Monat später als in Aachen, war die Tanzwut auch schon in Köln ausgebrochen und hatte so schnell um sich gegriffen, daß die Zahl der Besessenen sich bald auf mehr als 500 belief und noch täglich zunahm. Welche weitere Folgen dieses Übel für die Stadt hatte, geht aus der Quelle nicht eigentlich hervor. Jedenfalls aber bildete dieser Vorfall einen höchst interessanten Gegenstand der Betrachtung für den Psychologen.

Fast gleichzeitig wie hier, zeigte sich diese Krankheit auch in Metz, und zwar in so großem Maße, daß über 1100 solcher Tänzer täglich auf längere

Zeit die Straßen füllten; Landleute verließen den Acker, Handwerker ihre Werkstätten und Hausfrauen den Herd, um sich dem wilden Reigen anzuschließen. Insbesondere wurde das gewerbreiche Köln jetzt abermals der Schauplatz verderblichen Unheils. Heimliche Begierden wurden aufgeregt und fanden leider bald Gelegenheit zur Befriedigung; denn daß Armut, Müßiggang und Betrug auch ihre Hände dabei im Spiele hatten, das liegt in der Natur der Sache.

Die Limburger Chronik teilt darüber mit: „St. Veits Dänzer erhoben sich umb den Sommer 1374 in teutschen Landen also, daß die Leuth anhuben zu danzen, als wann sey rasend wären, und stunden ehr zwey gegen einander, und danzeten uff einer Wallstatt wol einen halben Tag langh. Im Danzen fielen sey auch wol nieder uff die Erde, ließen sich midt Füßen uff ihre Leiber tretten; davon nahmen sey sich ahn, daß sey genesen wären: sey liefen von einer Stadt zu der andern, saßen vor den Kirchen und huben Geld uff. Es wardt des Dings so viel, daß zu Köln mehr denn 500 Deutsche waren die danzeten und es war Deusterei oder Ketzerei und geschah um des Geldes Willen. Es währte dieser Afflauf wohl 11 Wochen."[2]

[1] Häufig soll diese Krankheit oder eine ähnliche im Mittelalter unter dem Volke geherrscht haben.

[2] Welche Maßregeln von seiten der Obrigkeit ergriffen worden, dieser seltsamen und gefährlichen Volkskrankheit zu steuern, welche Arzneien die Ärzte anwandten, und zu was für geistlichen Mittel die Kirche ihre Zuflucht genommen, erzählt Dr. Hecker in seinem Buche „die Tanzwut 2c.", Berlin 1832.

Die heilige Ursula.

„Jerusalem, du hochgebaute Stadt,
Wollt' Gott, ich wär in dir!"

In christlicher Zeit, da bereits die Enden der Erde sich zu Gott bekehrt hatten, lebte in Britannien ein König mit Namen Deonotus, der getreu alle Gebräuche des katholischen Glaubens erfüllte und also seine Unterthanen regierte, daß er allzeit gedachte, wie er selber wieder Gott unterthänig sein müßte. Er hatte eine Gemahlin, die an Adel und Glanz der Tugenden ihm gleich kam. Beide warteten mit Sehnsucht eines Sohnes. Gott aber schenkte ihnen eine Tochter. Weil sie nun einst wie David den Bären erschlagen sollte, das ist den Teufel, fügte es Gott, daß sie in der Taufe Ursula genannt ward. In königlichen Ehren erzogen, däuchte ihr die Welt doch geringe, vielmehr sann sie dem Gesetze des Herrn nach Tag und Nacht, daß schon damals allen schien, wie zu einem großen Schmucke der Kirche der Höchste diesen Edelstein schleifen würde, als wenn er ihr schon damals verkündiget hätte: „Höre, Tochter, und neige dein Ohr zu mir, denn ich habe deine Schöne liebgewonnen." Aber außer diesen Gaben war sie noch von wunderbarer Schönheit, daß der Ruf davon in die Weite ging. So vernahm von ihrer Schönheit und Tugenden ein wilder Heidenfürst, der dachte alsbald, wie er sie seinem Sohne vermählen wolle. Er sandte Boten an den Vater der Jungfrau

mit reichen Geschenken und noch reicheren Versprechungen, aber auch Drohungen, falls er die Bitte nicht erfüllte. Da sie nun ihr Anliegen dem Könige Deonotus vorgetragen hatten, schien es ihm unwürdig, seine Tochter, die dem himmlischen Bräutigame verlobt war, aus dessen Armen loszureißen und heidnischer Lust unterwürfig zu machen. Auf der anderen Seite aber (weil er nicht mächtig genug war, dem Heiden zu trotzen) sah er schon im voraus vor Augen seine Leute gemetzelt, sein Land verwüstet, die Tempel entweiht und die Gläubigen in den Händen der Ungläubigen. Ursulen aber ging das Leid des frommen Königs, ihres Vaters sehr zu Herzen, und wie einst die heilige Judith und Esther, lag auch sie für die Befreiung des Vaterlandes in Fasten und Beten die Nächte, daß sie die Worte ihres Bräutigams vernähme, mit dem sie schon eine Seele war. Wie sie nun vor Ermattung in Schlummer gesunken war, erleuchtete sie Gott durch ein Gesicht, und zeigte ihr den weiteren Gang ihres Lebens, die Zahl ihrer Genossen und die Palme des Märtyertodes: was alles durch den endlichen Ausgang bewährt ward. Da aber der Morgen dämmerte, kam sie zu ihrem trauernden Vater mit heiterem Angesichte und sprach: „Wirf Dein Anliegen auf den Herrn, der wird Dich versorgen und wird den Gerechten nicht ewiglich in Unruhe lassen. Achte meine Worte für weiser als meine Jahre. Denn der Herr hat mir durch ein Gesicht kund gethau, daß Du und

der Jüngling, der meiner begehrt, zehn Jungfrauen, durch Adel und Schönheit ausgezeichnet, erleset und einer jeglichen und mir je tausend, elf Schiffe rüstet und drei Jahre Zeit gönnet, nach deren Verlauf geschehe, was des Herrn Wille ist." Da ward der König erfreut, ließ die Boten kommen und verkündete ihnen, was die Jungfrau forderte und setzte die Frist fest, damit der Königssohn Zeit hätte durch das Bad der Taufe und Unterricht des katholischen Glaubens teilhaftig zu werden. Da gingen die Boten fröhlich heim zu ihrem Herren. Und da der König und sein Sohn ihre gute Botschaft erfahren, war großer Jubel bei Hofe und im ganzen Lande. Und der Sohn drang in den Vater, daß er ihn alsbald taufen ließe. Und die Jungfrauen wurden auserlesen, zu Hofe geführt und herrlich geschmückt, und die Schiffe bereitet und geziert, und es regten sich alle Hände um die Wette. Bald waren die Fahrzeuge fertig und die Jungfrauen versammelt, und man zog, Pimosa, die edelste der edeln, an der Spitze, zur Königin. Da trat die heilige Ursula unter das Heer, dankte und lobte Gott und ermahnte die Kampfgenossen zur göttlichen Liebe und Gehorsam. Sie aber lauschten der Rede, erhoben ihre Herzen zu Gott und gelobten, ihren Fahneneid schwörend, Christo und seiner heiligen Lehre Treue. Das Meer war nahe: auf ein Zeichen fliegen sie zu den Schiffen, gehen in See und beginnen ihre Übung bald zusammen, bald geteilt, bald wie Krieg, bald wie

Flucht. So thaten sie alle Tage, und der fromme König und die Großen des Reiches standen dabei, und das neugierige Volk jubelte zu den jungfräulichen Spielen. So waren drei Jahre mit diesem Vorspiele des Martyriums verbracht und der gelobte Tag der Hochzeit erschien. Da ward Urselen bang, und sie bat ihre Genossen, daß sie an die Thür der göttlichen Barmherzigkeit stärker klopften und ermahnte sie, nicht das Rüstzeug der Keuschheit zu verlieren, mit dem sie drei Jahre dem himmlischen Könige ohne Tadel gedient hätten. Da brachen alle in Thränen aus und riefen gen Himmel, daß die Keuschheit ihrer Königin nicht zu Grunde ginge. Gott aber, der allezeit nahe ist denen, die ihn mit Ernst anrufen, erhörte ihr Flehen. Er ließ einen Wind hervorkommen, der wehte einen Tag und eine Nacht, und sie kamen glücklich und wohlbehalten in den Hafen Tile. Am Gestade, errettet wie einst die Juden vor den Reisigen Pharaos, stimmten sie ihr Brautlied an, das jubelnd zu den Ohren Zeboaths aufstieg. Am andern Morgen stiegen sie wieder zu Schiff und zogen den Strom hinauf und kamen endlich zur Metropole Germaniens: wo nun ihre Gebeine in Frieden ruhen. Da erschien der heiligen Jungfrau Ursula im Traume ein Mann mit himmlischer Klarheit. Des erschrak sie, aber der Mann tröstete sie und sprach: „Wisse, Tochter, Du sollst mit Deinem Heere gen Rom ziehen, allda beten und wieder hierher kehren in Frieden. Euer keine soll vorher um-

kommen. Denn hier ist Euch Ruhe bestimmt von Ewigkeit: denn Ihr habt einen guten Kampf gekämpfet, und sollt hier die Last Eurer Leiber ablegen und mit der Glorie der Martyrer ins himmlische Brautgemach eingehen." So sprach der Mann und verschwand. Als es Tag war, berief sie die Jungfrauen zur Versammlung und erzählte alles: sie aber jubelten, daß sie gewürdigt seien, für den Namen Christi Schmach zu leiden. Sie opferten Dankopfer und zogen stromauf bis Basel, banden ihre Schiffe daselbst fest und pilgerten zu Fuße nach Rom. Sie besuchten allda die Tempel der Heiligen wachend und betend und zogen dann dieselbe Straße gen Basel zurück, bestiegen ihre Schiffe und kamen glücklich wieder nach Köln. Davor lag gerade das Volk der Hunnen. Die Jungfrauen aber stiegen ohne Arg aus, da ihnen die Milde der Einwohner schon einmal kund geworden war. Da stürzten plötzlich die Horden der Barbaren über sie her, wie Wölfe in Schafhürden einbrechen, und vertilgten eine unsägliche Menge mit unmenschlicher Grausamkeit. Als nun die Würger zur heiligen Ursula kamen, waren sie vom Zauber ihrer Schönheit gerührt, und ihr Fürst selber, wie vom Blitze getroffen, bequemte sich zu schmeicheln und trug ihr an, den Besieger Europas zum Gemahl zu nehmen. Die Jungfrau aber gedachte, was Gottes ist, und wies solchen Bräutigam ab, wie den Fürsten der Finsternis. Da ergrimmte der Heide und befahl sie zu töten. Von einem Pfeile

durchbohrt sank sie zu der herrlichen Schar ihrer Genossen nieder, der himmlische Edelstein, und abermals getauft in der Taufe des Blutes zog sie mit ihren siegenden Scharen gekrönt zur himmlischen Burg.

Es sind in der Irre, die von weltlichem Ruhme geblendet die Triumphe der Könige erheben, wie die besiegten Fürsten ihrem Wagen voranschreiten und ein Heer von Gefangenen, wie die Sieger in bunter Rüstung folgen und ihre Führer in goldenen Gewändern auf goldenen Wagen einherrollen. Hält man diesen aber zu jenem Triumphe, so ist er ein Elend eher als ein Ruhm, da diese mit Gold und Purpur in die Finsternis fahren und ins ewige Gericht, jene aber mit dem Kleide der Unsterblichkeit angethan das Anschauen Gottes genießen und die Gesellsaft seiner Engel. Welch eine Freude ward an diesem Tage im Himmel der Apostel und Märtyrer und aller himmlischer Bürger. Köln aber die selige, und noch seliger durch den unvergleichlichen Schatz, sollte durch ihre Befreiung erfahren, wie der Tod seiner Heiligen wert gehalten ist vor dem Herrn. Denn es erschienen den Feinden so viel Reihen Bewaffneter, als sie Jungfrauen ermordet hatten, die sie verfolgten, und denen sie nicht zu widerstehen vermochten, so daß sie in wilder Flucht alle davon eilten. Da zogen die Kölner aus den Thoren und fanden die Leichname der Jungfrauen, die sie schon von früher her kannten. Sie verehrten sie nicht wie Menschen, sondern wie Gott in menschlichen

Leibern. Sie suchen die zerstreuten Glieder zusammen, bedecken sie und graben sie ein, legen andere in Särge und in kurzem (wie es noch heute dort zu sehen) ruhten die Überreste der heiligsten Jungfrauen zum ewigen Ruhme Kölns in Frieden.

Seit der Zeit hat es niemand gewagt, im Umkreise der jungfräulichen Grabstätte einen Leichnam zu beerdigen. Eine Zeit nachher aber kam ein gottseliger Mann, Clematius mit Namen, durch göttliche Gesichte ermahnt, gleichsam durch eine Gesandschaft der heiligen Jungfrauen erregt, aus dem fernen Osten, der eine Kirche zu Ehren der heiligen Jungfrauen erbaute. Darum jauchze, Köln, dem Herrn: denn er hat die Riegel deiner Thore fest gemacht, er hat deinen Grenzen Frieden geschafft und deine Kinder darinnen gesegnet!

Es war aber unter dem heiligen Heere eine Jungfrau Namens Cordula, die hatte sich jenes Tages allein in einem Schiffe verborgen, am andern Tage aber freiwillig mit männlichem Mute gestellt und war so mit gleichem Ruhme der triumphierenden Schar der Märtyrer gefolgt. Daran soll niemand Arges haben, sintemal nicht Petrus der Verleugner, noch Thomas der Zweifler von apostolischen Ehren verworfen ward. Also hat auch der Vermittler zwischen Gott und den Menschen die Gestalt der Schwachen angenommen und gesprochen: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod. Vater, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch von mir.“

Lange Zeit erschien die heilige Cordula der frommen Helentrut. Sie war über menschliche Kunst wunderbar gekleidet und trug auf dem Haupte einen Kranz von Lilien mit Rosen durchwebt. Sie sprach: „Ich bin eine der heiligen kölnischen Jungfrauen, die, den Tag des Triumphes überlebend, am folgenden sich freiwillig den Henkern gestellt und in Christo sterbend nicht ihre Genossen verlassen, noch die Märtyrerkrone verloren hat. Aber meines Namens wird nicht gedacht. Darum bin ich Dir erschienen, daß man meiner am folgenden Tage sich erinnere." Da nun Helentrut nach ihrem Namen fragte, antwortete die Heilige, sie solle ihr an die Stirne schauen, da stünde er eingegraben. Sie gehorchte, sah und las und erkannte genau den Namen Cordula.

Darum jauchze Jerusalem in der Höhe, das die Märtyrer empfangen, es jauchze Britannien, das sie geboren, es jauchze Germanien, das die erwählten Blumen des Ozeans aufgenommen, es jauchze Rom, das sie zurückgesendet, es jauchze Köln, daß es solchen Schatz bei sich birgt. Gelobt sei die Herrlichkeit des Herrn an ihrem Ort, der mit Christo und dem heiligen Geiste lebet und regieret in Ewigkeit. Amen. Sie litten im Jahre 238.

Die Freierprobe.

„Jung bin ich, hübsch, ein fröhlich Kind,
Wo ist der Mann, der um mich minnt?“

Es war im Beginn der achtziger Jahre an einem Samstagabend im Herbste, als es in der Schenke zum Kantenkümpchen, gelegen auf der Ecke der Breitstraße und Columbastraße zu Köln, sehr lebhaft, ja lärmend zuging, denn die ganze Schenkstube war spickvoll Studenten. Wie es der vorherrschende rote Mantel verriet, gehörten sie fast ausschließlich zu den Zöglingen der nahe gelegenen Rechtsschule.

Der Lärm ging jedoch fast ausschließlich von einem großen Eichentische aus, um den herumgereiht etwa zwanzig der keckſten Burschen saßen. Der große Stoßdegen, den sie teils an der Hüfte trugen, teils an dem alterbraunen Eichensimse, auf dem ihre Hüte lagen, aufgehangen hatten, dazu die großen Fechthandschuhe von gelbem oder braunem Waschleder, ließen in ihnen sämtlich Mitglieder der Burse erkennen, jener alten Verbindung, die zuerst den Studenten die Waffen in die Hand gab, übrigens mit der jüngeren Burschenschaft, wie man oft irrig meint, nichts gemein hatte. Alles eigentliche politische Leben war ihnen nämlich fremd, dagegen waren sie freilich dazu innig verbündet, die sogenannte Studentenfreiheit aufrecht zu halten, mit anderen Worten das Recht, die Bürger etwas zu tyrannisieren, was sie mitunter selbst bis zum Abreißen derer

Häuser trieben. Obgleich meist adeligen und Patricierfamilien angehörig, waren sie doch meistens um jene Zeit sehr ausgeartet und roh, ja ihre Abstammung diente nur dazu, ihre Anmaßungen zu steigern. Gegenüber einem verfallenden Regimente, gegenüber den Stadtsoldaten, den sogenannten kölnischen Funken, die Strümpfe auf den Posten strickten und Bückinge und Zwiebeln an den Bajonetten heimtrugen, wie sie uns der Karneval noch jährlich heraufbeschwört, führte der Degen an der Seite dieser jungen, übermütigen Leute selbst oft zu Streichen, die nur zu sehr den gefährlichen Späßen glichen, in welche wir in Shakspeare's Heinrich IV. den Prinz Heinz verflochten sehen. Prügeleien mit den Gewaltsdienern (Polizeidienern) waren namentlich an der Tagesordnung. Die Frauenzimmer, denen an ihrem guten Rufe gelegen war, suchten besonders ihnen weit auszuweichen, und wehe denen, die ihnen auf ihren Streifereien in der Umgegend in die Hände fielen, da sie es nicht immer für nötig fanden, zuvor lange um ihre Gunst zu werben.

Auf dem Tische, um den die Bursen saßen, stand eine große, künstlich ziselierte Silberkump, eines jener Gefäße, von denen das Kantenkümpchen, ähnlich wie noch heute viele Wirtschaften in Köln, den Namen trug, die man aber jetzt gewöhnlich mit dem englischen Ausdrucke Bowlen bezeichnet. Aus dem Kump kredenzte der Senior von Sierstorpff den lärmenden Kumpanen den dampfenden, duftenden Bischof.

Minder laut, nur so laut, um bei dem Lärm der zechenden Bursen verstanden zu werden, pflogen die andern unbewaffneten Studenten ihre Unterhaltung. Obgleich dies im Grunde noch immer laut genug war, so schienen sie sich doch im Ausbruche ihrer jugendlichen Fröhlichkeit einen gewissen Zwang aufzulegen, gleichsam als fürchteten sie, vorlaut zu werden, wozu sie gewissermaßen den Bursen das Vorrecht zuerkannten.

Obgleich das Kantenkümpchen keine ausschließliche Studentenschenke war, so bemerkte man doch nur einen einzelnen Gast in Bürgertracht unter den Anwesenden. Er schien sich aber auch dort sehr unbehaglich zu fühlen, was eben nicht sehr zum Verwundern war, denn waren seine nächsten Nachbarn auch gerade keine Bursen, so besaßen doch auch sie in einem gewissen Grade alle jene unliebenswürdigen Eigenschaften, welche noch heut zu Tage die Studenten nicht zu den angenehmsten Gesellschaftern machen, und die alle mehr oder minder ihren Ursprung in einem Hauptfehler haben, der da heißt: Bürgerverachtung. Der Fremde, der sich als solcher in die Schenke verirrt zu haben schien, war übrigens selbst noch ein junger Mann von ungefähr achtundzwanzig Jahren, dessen blühendes, kräftiges Aussehen nicht davon zeugte, daß er sonst ein Feind einer lauten Fröhlichkeit sein dürfte. Freilich zog er jetzt seine Brauen etwas finster hinab, und als er sich eben sein Glas wieder gefüllt hatte, hielt er die Flasche gegen das Licht, und schien fast ungern zu be-

merken, daß er dort noch lange nicht den Boden erreicht habe. Dann warf er sich in die hohle Lehne seines Stuhles zurück und machte, den Blick hauptsächlich auf die Bursen gerichtet, den stummen Beobachter.

„Pest!“ rief dort eben der weinrote, aufgedunsene Walther von Schenk, indem er mit der Linken von seinem Bauche den verschütteten Wein strich und mit der Rechten das leere Glas zum Kump führte: „Pest, unser Nordhöfer macht sich vortrefflich als Bischof. Eingeschenkt, Bruder Sierstorpff!“ Zwischen diesen Worten holte er, wie man es von ihm nicht anders gewohnt war, mit sehr hörbarem Schnauben Atem.

„Ha, ha, ha!“ lachte, auch sein Glas hinhaltend, Peter von Kranz, ein langer, bleicher Student, mit stechend lüsternem Blicke. „Nur eingeschenkt!“ Wenn Ihr am Sonntag in der Früh in Groß Martin in die Kirche geht, so könnt Ihr dort wieder eine sehen, die ich hinbefördert habe, im Strohkranz, Büßerhemd und mit der gelben Wachskerze in der Hand. Das ist Numero acht. Ich kann sie Euch an den Fingern herzählen.“

„Um Gotteswillen verschone uns mit Deinen hundertmal abgeleierten Liebeshändeln,“ meinte Konrad von Schürmann, ein großer vierschrötiger Student mit plumpen Zügen und einer Nase, die viel Ähnlichkeit mit den bekannten Maskennasen hatte.

„Um dagegen Deine tausendmal abgeleierten Raufhändel und Pauckereien auftischen zu hören,“

erwiderte der Unterbrochene. „Nimm Dich nur in acht, daß dabei nicht einmal die Worte wahr werden, welche Dir die Straßenjungen zur Karnevalszeit nachrufen:" „Herr, setzt die Nase ab, man kennt Euch doch!"

„Willst Du's etwa versuchen?" schrie von Schürmann und ließ dabei seine gewaltige Faust dermaßen auf den Tisch fallen, daß die Gläser klirrten.

„Still!" beruhigte von Sierstorpff, „ich bitte Euch, heute keinen Skandal!"

„Uebrigens hat Schürmann recht" keuchte der dicke von Schenk. „Nichts von Deinen Liebeshändeln. Ach gelänge es mir nur, die eine zu erobern, die ich auf dem Korne habe, so blase ich Dir was auf alle Deine Eroberungen, und die meinen und Euere alle dazu. Sprecht, giebt es ein schöneres Weib auf zwanzig Meilen in der Runde, als die junge Witwe Demodis von Reimbach? Aber leider, das schleicht nur morgens in die Kirche, wenn ein tüchtiger Burse noch lange nicht seinen Rausch ausgeschlafen hat, um nachher das Haus nicht wieder zu verlassen. Wie lange schmachte ich schon vergeblich darnach, mich ihr einmal zu nahen, ihr, vor der die Schönheit unserer Schönsten erbleicht, wie der Mond vor der Sonne!" Nach diesen Worten lehnte sich von Schenk in seinen Stuhl zurück, ließ den Kopf hangen, umarmte liebevoll seinen Bauch mit einem Seufzer, daß es fast klang, als ob ein Blasbalg in eine Schmiede-Esse blase.

Alle lachten.

„Du Vollmond!" meinte der Senior, „bist aber noch nicht vor dieser Sonne verblichen!"

„Nicht übel überlegt!" sagte von Kranz. Deinen Bauch hast Du gehörig gespickt; das wäre das Mittel auch Deine leere Börse wieder zu spicken. Schon bevor man sie ihrem alten Ehekrüppel verkuppelte, gehörte sie zu den reichsten Mädchen der Stadt, seit sie aber auch diesen beerbte, kann sich wohl keiner hier im Vermögen mit ihr messen. Aber meinst Du, sie stäche Dir allein in die Augen? Da müßte ich nicht sein! Wahrhaftig, der verspreche ich auch, mindestens im besten Glauben, ewige, unverbrüchliche Treue. Sie könnte einem fürwahr alle andern verleiden. Blitzt doch ihr Auge aus dem schwarzen Schleier heraus, wie ein Feuerfunke unter der Kohle, und ihr voller weißer Arm blinkt in dem schwarzen Gewande, wie die Zähne in dem Munde eines Mohren. Wer nur ein Mittel wüßte, erst einmal an sie heran zu kommen?"

„Ei schaut mir diesen Aller-Welts-Verführer!" höhnte von Schürmann. „Er weiß keinen Rat! — Grade aus, — führt ins Haus. Was gilts, so falle ich ihr morgen mit der Thür hinein und bringe meinen Antrag in bester Form vor?"

„Nicht übel!" sagte der schmachende Dicke. „Da sucht man ängstlich nach einer schicklichen Gelegenheit, und am Ende fischt sie einem ein anderer vor der Nase fort. Wißt Ihr was? Wir wollen morgen alle drei unser Glück ver-

suchen, und wer's Glück hat, führt die Braut heim. Ich, der ich zuerst die Sache aufs Tapet gebracht habe, halte mir auch den Vortritt voraus. Mit der Glocke zehn bin ich dort!"

„Topp! Ich folge um Elf!" beteuerte von Kranz.

„Und um zwölf steche ich Euch alle beide aus!" fügte von Schürmann hinzu. „Ihr wißt," hierbei machte er die Pantomime des Ausfallens mit dem Degen, ich verstehe mich auf den Stich; und der Preis verdiente allerdings, daß ich Euch allen beiden die Hälse d'rum bräche, hätten wir nicht diesen Friedensvertrag geschlossen!"

„Entschlüsse beim Wein," meinte der Senior, „die morgen mit ihm verfliegen!"

„Es gilt einen Anker Niersteiner!" rief von Schürmann.

„Wir halten Part. Setzt Ihr gegen? Wer von uns dreien nicht Wort hält, zahlt, sonst Ihr!" ließen sich die beiden andern vernehmen.

Man schlug ein.

„Es müßte mit dem Teufel zugehen," meinte von Schürman wieder, „wenn eine Witwe, die einen so alten Mann gehabt hat, drei so wohl konditionierte Bursen wollte abfahren lassen! Es wäre im Grunde eine Beleidigung für die ganze Verbindung. D'rum wißt Ihr was? Sollte sie uns alle drei mit Körben abfahren lassen, so erkläre ich Ihr dies; und daß wir jedem andern Liebhaber als einem Bursen aufs Kolett steigen würden. Kurz, sie müsse einen aus unserer

Mitte wählen! denn zum Zeichen legen wir unsere Degen ihr vor die Schwelle. Holla ho! Eingeschenkt! Es lebe die Bursen-Braut!"

„Hoch, die Bursen-Braut!" tönte es um den Tisch, und die Gläser klangen zusammen.

An den andern Tischen aber verhielt man sich ruhig.

Da zog von Schürmann seinen Degen, und schlug mit der flachen Klinge zwischen die Nächstsitzenden auf den Tisch, daß Flaschen und Gläser tanzten: „Hört Ihr Kameele nicht? Es gilt der Bursen-Braut! Sauft oder krepiert!"

Die Andern stutzten ob dieser derben Aufforderung, ohne im Augenblicke zu wissen, wie sie sich dabei benehmen sollten.

Plötzlich erhob sich am andern Ende der Tafel der Fremde, der bei der letzten Wendung des Gesprächs immer finsterer darein geschaut hatte. Er hob das gefüllte Weinglas in die Höhe, und rief: „Es lebe Frau Demodis von Reimbach!" dann nachdem er das Glas bis auf die Nagelprobe ausgetrunken hatte, fuhr er fort: „Und ein Pereat allen, die es wagen, sie zu beleidigen und ihrem freien Willen ein Hindernis in den Weg zu legen. Mögen ihre Klingen zerspringen, wie dieses Glas!" Damit warf er sein Glas mitten auf den Tisch zwischen die Bursen, daß es in hundert Scherben auseinander fuhr.

„Was? Will uns der Pfefferkrämer hier trotzen?" schrie von Schürmann und zuckte seinen Degen. Seine Kumpane griffen nach den ihrigen.

Aber auch der Fremde hatte einen Degen zu erwischen gewußt. „Nur immer heran Ihr Großsprecher, die Ihr alle über einen herfallen wollt?" rief er, indem er sich kunstgerecht auslegte. „Nur immer heran, wenn Ihr glaubt, den Bürger in mir verachten zu können. Ihr dürftet gewahr werden, daß Ihr Euch in mir irrt. Der Pfefferkrämer hat vielleicht mehr Schulen durchgemacht, als einer von Euch allen. Er weiß nicht bloß quid juris, sondern auch mit den Waffen zu hantieren."

So sehr des Fremden Augen von Mut blitzte, so gefaßt er auch immer sein mochte, so hatte er sich nichts destoweniger zu seiner Deckung einer Kunst bedient, deren er sich nicht gleichzeitig rühmte, nämlich der Rhetorik, bei den Worten: „Ihr Großsprecher, die Ihr alle über einen herfallen wollt," hatten die Bursen gestutzt, so daß er vollständig Zeit fand, die obigen Phrasen zu vollenden.

Von Schürmann faßte sich zuerst, und rief: „Fort mit den Klingen und dran mit den Fäusten, damit der Prahlhans sieht, womit er es zu thun hat!" Damit ließ er seinen Degen fallen, griff aber statt dessen, wohl nur zu seiner Deckung nach einem Stuhle. Auch die andern Klingen fielen klirrend nieder, und man war im Begriff, auf den Fremden einzudringen, und diesem drohte bei der Uebermacht keine geringe Gefahr. Da aber fand er Bundesgenossen und zwar in den übrigen Studenten, die sich auch durch die schnöde

Aufforderung von Schürmanns beleidigt fühlten, und nun, durch des Fremden Beispiel ermutigt, diesem um so lieber beisprangen, als er sich ihnen ja auch als Mann der Wissenschaft zu erkennen gegeben hatte.

Dieser Verstärkung gegenüber griffen die Bursen aufs neue zu den Degen. Ein Höllenlärm brach los, und sicher dürfte Blut geflossen sein, wenn sich nicht im entscheidenden Augenblicke die Thüre geöffnet hätte und der wohlbeleibte Küfermeister Freundchen, der Wirt des Kümpchens, zwischen die Streitenden gedrängt hätte. Ein Wirt in einem Kreise flotter Brüder ist immer eine Autorität, wenn er dieselbe nur einigermaßen zu behaupten weiß, denn solche Gäste zerfallen meist durchgängig entweder in solche, die bereits in der Kreide oder auf dem Kerbholze stehen, oder auch in solche, die nächstens einmal darauf zu kommen gedenken. Auch Meister Freundchen mit dem gesprengelten Bleicherrot auf den runden Wangen, verstand es trotz der freundlichen Miene, die gewöhnlich seinem Namen alle Ehre machte, wenn es sein mußte, ein ernstes Gesicht aufzusetzen, und das bewies er auch jetzt. „Ruhe Ihr Herren!“ heischte seine Stentorstimme. „Alles zu seiner Zeit und an seinem Ort, sagt der weise Salomo. Das Kümpchen ist kein Fechtboden, sondern nur ein Zechboden. Hier darf nichts als Rebenblut fließen. Nur immer zu bestellt. Soll ich noch einen Kump zurecht machen, ihr Herren Bursen? Ich bin just bei guter

Laune und bringe sie, wenn es sein muß, noch aufs Kerb; das heißt nämlich, wenn ihr mich nicht ärgerlich macht."

Man sieht, auch Meister Freundchen war kein schlechter Rhetoriker, und seinen Worten folgte auch gleich die entschiedenste Wirkung. Man hob ihn jubelnd in die Höhe, und selbst der schlaglustige von Schürmann bemerkte laut: „Meister Freundchen ist selbst ein kleiner Salomo. Hoffentlich wird sich unser Gegner finden lassen?"

„Das wird er!" bemerkte dieser, indem er dem Wirt das Geld für seine Zeche auszahlte, „und zwar vorerst morgen Abend wieder hier! Und wie ihr mich finden werdet, das hängt zum Teil von dem morgenden Betragen der drei Herren ab. Übrigens ist mein Name Richwin von Mannfurt!" Damit verließ er die Schenke.

Meister Freundchen aber zog bei den letzten Worten, eine seltene Ehrenbezeugung, seine weiße Zipfelmütze ab, und machte dem Scheidenden eine tiefe Verbeugung.

„Richwin von Mannfurt?" sagte nachsinnend der Senior. „Hieß nicht so der Bursche, der im Jahr vier und siebzig so wacker zur Hand ging, als die Studentenschaft bei Brück den Commilitonen aus den Händen der Pfälzer befreite, den ihre Werber betrunken in einer Kiste über den Rhein geschafft hatten?"

„So hieß er und das war er!" antwortete Meister Freundchen. „Ich begreife nicht, wo ich nur meine Augen gehabt habe, daß ich ihn nicht

gleich erkannte. Da seid Ihr einmal an den Unrechten gekommen. Darf ich Euch raten, so nehmt Euch vor seinen Degenstößen inacht, und laßt Euch nicht darauf ein. Nehmt lieber mit einem Hieb vorlieb, der Euch im schlimmsten Falle vielleicht das lose Maul auf vierzehn Tage sowohl für Euere gottlosen Reden, als für meinen Wein verstopft. Ich sage Euch, es ist ein wackerer Herr und ein flotter Zecher zugleich. So weit es nämlich eben reicht; denn er hat mir keinen Blaffer auf dem Kerb stehen lassen. Auch hat er mir nie einen andern Gast vertrieben. Und das rate ich Euch, daß Ihr ihn mir morgen mit Anstand behandelt, sonst sollt Ihr sehen, daß der Meister Freundchen auch Haare auf den Zähnen haben kann, wenn es sein muß."

„Na, na, Alter!" beschwichtigte von Schürmann, „sei nur ruhig! Hätten wir gewußt, daß er einst ein so wackerer Burse und Dir ein so guter Kunde gewesen, so würden wir ihm schon anders begegnet sein! Statt zu grollen, erzähle lieber, was er jetzt treibt!"

„Ja, in dieser Beziehung, da seid Ihr just an den Rechten gekommen! Er ist ein Neffe des seligen Demodis, der ihn studieren ließ und dann ihn zu seinen Geschäften verwandte, und jetzt ist er das Faktotum der Witwe, ihr Verwalter, Justitiar, kurz alles in allem!"

„Zum Teufel!" sagte von Kranz, „das ist ein sehr schlechtes Prognostikon für unsere Werbung!"

„Freilich, freilich!“ meinte der Wirt. „Und wenn Ihr gerade bei Kassa sein solltet, so laßt lieber den Anker gleich herankommen!“

Dieser Rat schien fast Eingang zu finden, von Schenk aber drehte seine leeren Taschen herum und sagte: „Im schlimmsten Falle wird uns doch der Korb mit Euerem Anker versüßt. Besser freilich, sie wäre nichts von diesem Auftritte gewahr worden, indessen — wenn einmal Jugend keine Tugend hat, so wird gerade sie die Jugend selbst als Tugend zu schätzen wissen. Ich gebe die Sache noch nicht verloren, und am wenigsten die Wette.“

Die beiden andern stimmten ein, und man traf die Abrede, sich am folgenden Abende wieder einzufinden, um den Erfolg zu vernehmen und die Wette zu vertrinken.

Am andern Morgen zwischen acht und neun Uhr saß Frau Demodis bereits im vollen Trauerputz im Erker ihres Hauses Reimbach, gelegen an der Rechtsschule, nur um einige hundert Schritte entfernt von der Schenke, in der die gestrige Scene spielte. Die junge, schlanke Dame blickte sehnsüchtig in die Straße hinab, schien aber dort nicht zu finden, was sie suchte. Sie seufzte mitunter so hoch auf, daß es fast schien, ihr Busen wollte der Haft des schwarzen Samtgewandes entspringen.

Jetzt trat ihre Kammerjungfer Blasia in das Gemach, ein niedliches Stumpfnäschen mit blon-

den Haaren von etwa fünfundzwanzig Jahren, dem die Schelmerei aus jeder Miene lachte.

„Wo er nur bleiben mag der Vetter?" sagte die Witwe, „ich fange im Ernste an, böse auf ihn zu werden."

„Beruhigt Euch, edle Frau!" bemerkte schnippisch Bläschen. „Gestern kam er jedenfalls so spät in die Stadt, daß es nicht passend sein mochte, Euch noch zu besuchen. Und wie hätte es der Glückliche ahnen dürfen, daß Ihr Euch gleich nach der Frühmesse, ihm zu Ehren, in Samt und Seide werfen würdet?!"

„Lasse Deine naseweisen Bemerkungen," sagte die Dame. „Seit dem Tode meines Mannes konnte ich mich um meine überrheinischen Güter nicht mehr bekümmern, und jetzt, wo er mir Bericht abzustatten kommt, sollte er mich nicht warten lassen. Er weiß, daß ich mir die Geschäfte angelegen sein lasse."

„Besonders seit er sie führt," spottete die Zofe.

Die junge Witwe behauptete einen festen, feierlichen Blick. „Ich will es nicht leugnen. Ging es doch meinem seligen Gatten nicht anders, denn Richwin weiß die sonst so trockenen Geschäftsberichte in einer Weise vorzutragen, daß sie zu einer wahren Unterhaltung werden. Schlägt er etwa eine Gartenanlage vor, so sieht man im Geiste Bäume und Stauden gen Himmel wachsen, die Ranken sich zur Laube wölben, und man möchte sich also gleich in schattiger Kühle niederlassen."

„Mit ihm!“ unterdrückte mühsam die Zofe.

„Sind Fehler begangen, so weiß er dabei den Charakter des Schuldigen dem sie entsprangen, mit so wahren und doch so heiteren Farben zu malen, daß die Munterkeit über den Ärger den Sieg davon trägt, und man stets neben dem eigentlichen Ursprung des Übels das rechte Mittel dagegen findet. Und so streng er auch unser Interesse immer wahrnahm, bleibt einmal ein Pächter ohne sein Verschulden mit dem Pacht rückständig, mit welchen rührenden Worten weiß er seine Lage zu schildern, und Nachsicht für ihn zu erbitten! Man kann sie ihm unmöglich abschlagen. Hinterher aber gehen dann die Rückstände immer pünktlich ein.“

„Wobei Ihr aber freilich hin und wieder mit Euerer Privatschatulle nachhalft,“ ergänzte Bläschen.

„Nie ohne strenge Prüfung. Du mußt mir zugeben, daß ich darin selbst strenger war, als mein Mann. Halfst Du mir doch immer bei meinen Nachforschungen?“

Die Zofe setzte eine sehr ernste, feierliche Miene auf. „Freilich wohl, in bedenklichen Fällen haben wir immer strenge Nachforschungen angestellt. Das heißt nämlich, wenn schöne Frauen oder Töchter in seiner Schützlinge Hause waren. Nur wollte es mir manchmal scheinen, als wenn es Euch dabei weniger um die Rente als vielmehr um den Rentmeister zu thun gewesen sei, und ging dieser dann rein aus, ich glaube, ihr

hättet in der Freude Eures Herzers gern die dreifache Rente bezahlt!"

„Blasia!" zürnte die Dame. „Du erlaubst Dir heute einmal wieder recht boshaft zu sein. Niemand hat es bisher wagen dürfen, meinen Ruf anzutasten, willst Du etwa die erste sein?"

„Soll mich Gott behüten und bewahren! Ihr waret stets eine treue Ehefrau, die sich mindestens nie eine That zu schulden kommen ließ, die sie nötig gehabt hätte, vor ihrem Manne zu verbergen, und das ist gewiß alles, was man billiger Weise von einer Frau in Euerer Lage verlangen durfte. Daß aber dennoch Euer Herzchen im Stillen, vielleicht ohne sich selbst klar bewußt zu sein, einen jungen, liebenswürdigen Mann wirklich liebenswürdig fand und so eine stille Neigung aufnahm, wer kann Euch das verargen? Im Gegenteil, es muß in den Augen jedes Verständigen den Wert Euerer Treue noch erhöhen. Ohne nun aber Euerem Vetter zu nahe treten zu wollen, so möchte ich Euch doch bitten, wollt Ihr einen wohlgemeinten Rat Euerer treuen Blasia nicht verschmähen, so laßt jetzt, wo Ihr frei seid, Euerer Neigung nicht zu rasch den Zügel schießen. — Ihr seid das erste Mal, so zu sagen, von den Kinderschuhen weg die Frau eines ältlichen Mannes geworden, ohne daß Euere Reize den Triumph feiern konnten, den sie so sehr verdienten. Während Euerer Ehe aber lebtet Ihr, dem Wunsche Eueres Mannes gehorsam, er mochte seine Ursache dazu haben, so eingezogen, daß Ihr, außer mit Euerem

Vetter, fast mit gar keinem Manne in Berührung kamet, der Euerer nur einigermaßen würdig gewesen wäre. Kein Wunder, daß Richwein einen Stein im Brett bekam. Dem wird nun aber bald anders. Das Trauerjahr ist bald vorbei, und die edelsten, schönsten nnd angesehensten Jünglinge werden Euch Ihre Huldigungen zu Füßen legen. Ach, laßt mich diesen Triumph erleben, und mit Euch empfinden! Seht Euch um unter Eueren Anbetern, und bleibt dann noch Euere Neigung für Richwin vorherrschend, — in Gottes Namen dann! Er wird Eueren Besitz alsdann um so mehr zu würdigen wissen, je größer und glänzender die Zahl derjenigen war, die ihm denselben streitig machten."

„Ich danke Dir, Bläschen!" sagte die Herrin, indem sie der Zofe die Hand reichte. „Dein Rat ist gut, wenn auch wohl überflüssig. Träte der entsprechende Fall ein, so würde ich ihn befolgen."

Die Witwe hatte bei den letzten Worten zum Erkerfenster hinaus geblickt; plötzlich sprang sie freudig auf und rief: „Da kommt er!"

„Der entsprechende Fall," lachte Bläschen. „Nehmt Euch zusammen!" warnte sie, und verließ das Gemach.

Und Frau Demodis von Reimbach nahm sich zusammen. Kein Weib, — selbst das beste nicht ausgenommen, — ist ganz frei von ein wenig

Heuchelei, und wenn das überhaupt ein Fehler ist, so ist es jedenfalls mehr die Schuld der Männer, die sie dazu zwingen, als jene der Frauen selbst. Nicht zufrieden damit, daß eine Frau überhaupt eine brave Frau sei, die nötigenfalls ihre Leidenschaften zu beherrschen weiß, — der jugendliche Schwärmer verlangt sogar, daß sie überhaupt keine Leidenschaften habe; sie soll und muß ihm ein Engel sein! So schmeichelhaft es nun aber den Frauen sein mag, für Engel gehalten zu werden, so höchst ungerecht ist es gegen sie, englische Tugenden von ihnen zu verlangen. — Aber selbst der mehr verständige Mann, der solches Verlangen nicht an die Frauen stellt, der nicht nur vom Vorhandensein ihrer Leidenschaft überzeugt ist, sondern sie dieser Glut wegen, besonders wenn sie für ihn glüht, nur um so heißer verehrt, auch er verlangt von ihnen, daß sie mindestens den Engel zu spielen, mit andern Worten zu heucheln verstehen. Deshalb hatte denn auch Frau Demodis die Kunst der Heuchelei ein klein wenig studiert.

Als Richwin ins Gemach trat, saß im Erker die — mit gemildertem Schmerz ihrem Gatten noch immer nachtrauernde Witwe. Sie empfing ihn mit einem Blicke, der dem milden Sonnenblicke glich, wenn er durch eine dünne Regenwolke fällt. „Ei, sieh da, Vetter Richwin," sprach sie mit einer leichten aber freundlichen Kopfneigung.

„Zu Eueren Diensten, Frau Tante!"

Bei dieser Benennung durchfuhr die junge Witwe, obgleich sie dieselbe von ihm gewohnt war, ein leises Zucken. Sie setzte eine würdige Miene auf und sprach: „Wißt Ihr auch, daß ich begann, ernstlich böse auf Euch zu werden, weil Ihr so lange auf Euch warten lasset?"

Richwin entschuldigte sich fast mit denselben Worten, mit denen dieses bereits die Zofe gethan. Er erklärte nebenbei, daß er selbst jetzt noch nicht zu erscheinen gewagt haben würde, wenn ihn nicht ein gestriges Erlebnis genötigt hätte, sie bei Zeiten zu warnen. Nun begann er den Vorfall zu erzählen.

Frau Demodis erschrack bei dem Berichte und erklärte, daß sie, um diesen Zudringlichkeiten zu entgehen, lieber gleich die Stadt verlassen möchte.

Richwin riet ihr dieses ab, da sie das nicht für spätere Zudringlichkeiten schützen werde. „Mir überlaßt es!" rief er begeistert aus, jene täppischen, ungezogenen Gesellen, die Euch zu belästigen und zu beleidigen wagen, dermaßen auf die Straße zu befördern, daß ihnen und allen Andern für die Zukunft ähnliche Ungezogenheiten verleidet werden!" Bei diesen Worten hob der Gedanke, für die schöne Frau ringen und kämpfen zu dürfen, noch die herrliche Gestalt Richwins; seine Brust wölbte sich, höhere Glut ergoß sich auf seine Wangen, und sein Auge blitzte. So stand er da wie ein junger Siegesgott.

Mit Wohlgefallen ruhten die Augen der Witwe auf ihm; dann näherte sie sich, reichte ihm ihre

kleine, weiße Hand und sprach: „Mein lieber, teurer Vetter!"

Richwin neigte sich auf dieselbe nieder, indem er sagte: „Meine teuere, teuere Tante!" und seine Lippen spitzten sich schon zum Kusse.

Aber auf das letzte Wort entzog sie ihm die Hand und sagte ernst: „Laß das! Was aber diese Angelegenheit betrifft, so will ich darüber unser kluges Bläschen zu Rate ziehen." D'rauf rührte sie die Klingel.

Rasch war Bläschen bei der Hand. Als sie vernommen, worum es sich handele, war auch sie entschieden gegen die Flucht. „Die Gefahr, daß man uns heiraten will," meinte sie lächelnd, „ist eben so entsetzlich nicht. Am Ende gehören doch dazu zwei!" Noch viel weniger wollte sie auf den Vorschlag Richwins eingehen, daß man den Freiern gleich die Hälse breche, sie meinte vielmehr, im schlimmsten Falle würde ein wohlgeflochtener Korb die hinreichenden Dienste thun.

„Aber bedenkt nur ihre Ungezogenheit!" sagte Richwin.

„Bah!" lachte Bläschen, ein Schnippchen schlagend, „wenn man sich so lange in die Schwächen des Alters hat zu finden gewußt, wie wir, so verzeiht man gern ein wenig Übermut der Jugend. Mögen die Herren übrigens sein, wie sie wollen, es würde uns bei all' unseren künftigen Freiern zu einer schlechten Empfehlung gereichen, wollten wir die ersten gleich so Hals über Kopf zur Thüre hinaus werfen. Hat der junge Herr auch

daran gedacht? Oder wäre ihm wohl gar damit gedient, wenn hier reine Bahn bliebe?"

Richwin errötete bis hinter die Ohren. Frau Demodis aber wandte sich ab, um das Vergnügen zu verbergen, welches sie darüber empfand, ihn so ertappt zu sehen.

„Ich weiß überhaupt nicht, edle Frau!" fuhr Bläschen fort, „wie Ihr in die Mysterien einer solchen Beratung einen Mann einweihen konntet. Die Sache bedarf einer ernsten Besprechung unter uns Frauen. Darf ich bitten?"

Damit zog sie die Herrin bei Seite, und es entspann sich ein eifriges Gespräch zwischen beiden. Man sah es ihren Pantomimen an, Bläschen suchte die Witwe für einen Plan zu gewinnen, gegen den sich diese anfangs sträubte. Aber, kurze Pausen abgerechnet, in denen Bläschen zu überlegen schien, bewegte sich unter Kichern und verschmitztem Lächeln ihr Mündchen so geläufig, wie der Schnabel eines Kanarienvogels, bis Frau Demodis endlich mit zu lächeln begann und zuletzt sichtlich auf ihren Vorschlag einging.

„Aber was beginnen wir unterdessen mit Richwin?" lispelte sie.

„Am liebsten wäre mir, er bliebe ganz aus dem Spiele," flüsterte die Zofe entgegen, „Ich fürchte, er verdirbt uns dasselbe durch unzeitigen Eifer. Und dann, offen gesagt, wenn er in der Nähe ist, so traue ich Euch selbst nicht recht."

„Was das betrifft, so beruhige Dich nur! Ich bin ihm noch immer seine teure Tante, und

wenn ich diesen Ausdruck höre, so ist es mir stets, als ob mir einer einen Eimer kalt Wasser über den Kopf gösse, der jede etwa aufkeimende Glut sogleich löschen würde. Früher freilich, als mein Mann noch lebte, dem ich diesen Verwandtschaftsgrad zu ihm danke, wie wohl that mir da dieser Name, der mir einige Zutraulichkeit gestattete und mich doch auch wieder mit der schützenden Würde umgab; jetzt aber sehe ich immer unwillkürlich darauf in den Spiegel, ob mein Gesicht denn schon Falten trägt. Wir müssen ihn aber auch nötigen Falls zu unserm Schutze in der Nähe haben, und dann, — damit Du siehst, daß ich ihn nicht mit parteiischer, ungerechtfertigter Vorliebe behandle, finde ich dabei wohl noch die Gelegenheit, auch seine Anhänglichkeit auf die Probe zu stellen."

„Nun meinetwegen! Aber für jetzt entfernt ihn!" schloß die Zofe das Zwiegespräch.

Die trauernde Witwe schien nach dieser Beratung zur koketten Schönen geworden zu sein. „Für heute Morgen, Vetter," wandte sie sich lächelnd an diesen, „nehmen mich, wie Ihr einsehen werdet, meine Herzensangelegenheiten zu sehr in Anspruch, als daß ich noch an Geschäfte denken könnte. Den Mittag aber wollt Ihr Euch wieder einfinden. Bis dahin aber, das rate ich Euch, legt meinen Freiern kein Hindernis in den Weg!"

Das Blut schoß Richwin in die Wangen, als er sich so, jener wegen, verabschiedet sah. Er verbeugte sich etwas linkisch, schoß einen

wütenden Blick auf die Zofe und verließ das Gemach.

Bläschen aber bekomplimentierte ihn lachend zur Thüre hinaus. Draußen sagte sie zu ihm: „Gesteht, Herr Richwin von Mannfurt, daß ich mich etwas auf die Gedankensprache verstehe. Sagt einmal bei Euerer bekannten Offenherzigkeit, habt Ihr so eben nicht den frommen Wunsch hinter den Zähnen verbissen, daß ich beim Gott — sei — bei — uns wäre?"

„Ungefähr habt Ihr meine Gedanken erraten," entgegnete er, „jedoch nicht so ganz. Ich dachte mir nämlich, wenn Eva im Paradiese eine Kammerzofe gehabt hätte, so hätte sich der Gott — sei — bei — uns die Mühe sparen können, als Schlange auf dem Bauche zu kriechen."

„Sehr schmeichelhaft! Und doch — wenn Ihr nun der Adam wäret?" Damit schlug ihm die Zofe ein Schnippchen und entfernte sich lachend.

Richwin stürmte zum Thore. Als er dort eben zu öffnen die Klinke ergriff, rührte draußen Walther von Schenk den Kläpper. Fast wäre er in die Notwendigkeit versetzt worden, dem Verhaßten gegenüber den Bedienten zu spielen und ihn zur Herrin hinauf zu komplimentieren. Mit Mühe verbiß er seinen Grimm, und wies den Studenten nach der Bedientenstube.

Die Frauen schienen richtig geurteilt zu haben, daß die Herrin vorerst keines andern Schutzes

bedürfe, als der weiblichen Würde. Als Frau Demodis kurz darauf in stolzer, gemessener Haltung zu dem Studenten ins Ansprachszimmer trat und nach seinem Wunsche fragte, stockte Walther von Schenk verlegen, und es bedurfte des Gedankens an den Spott seiner Comilitonen, daß er nicht jetzt noch vor seinem Vorhaben abstand.

Als er sich soweit gesammelt hatte, stellte er sich als einen Anwalt vor; er behauptete, vernommen zu haben, daß die edle Frau infolge ihrer Erbschaft in mannigfache Verwicklungen geraten sei, zu deren glücklicher Lösung er nicht verfehlen wolle, seine Dienste anzubieten.

Die Witwe dankte ihm aufs Freundlichste, erklärte jedoch dabei, bereits aufs beste vertreten zu sein.

Von Schenk aber meinte, daß sich schwerlich ein anderer mit einem solchen Eifer ihrer Sachen annehmen werde, als er. Er schilderte ihr nunmehr in den lebhaftesten Farben, und mit einem Feuer, wie es nur immer sein Asthma gestattete, welchen Anteil er an ihr nehme; wie er sich schon längst sehnlichst gewünscht habe, ihr näher zu treten, und kam so auf dem nächsten Wege von der Liebeserklärung selbst zum Heiratsantrage.

Die Witwe, weit entfernt, sich durch diesen kühnen Sturmschritt beleidigt zu fühlen, bedauerte nur, daß sie sich in dem gegenwärtigen Augenblicke nicht in der Stimmung befände, seinen ehrenden Antrag so zu würdigen, wie er es vielleicht verdiene. Noch zu sehr ergriffen von dem

Verluste ihres ersten Gatten, fühle sie sich durch ein neueres, trauriges und verdrießliches Ereignis viel zu schmerzlich berührt, als daß sie jetzt schon mit ihrem Herzen zu Rate gehen könne; um ihm indessen den Beweis zu geben, daß sie seinen Antrag mindestens vorerst nicht ganz abweise, möchte sie seine Anhänglichkeit erproben und ihm gerade in der erwähnten verdrießlichen Angelegenheit, um einen nicht unbedeutenden Liebesdienst bitten.

Wer war froher als unser Student? Er verschwor sich durch Tod und Hölle für sie zu gehen.

„Versprecht nicht zu viel, werter Herr!" lächelte sie mild. „Ich möchte Euch beim Worte fassen! Und in der That, der Dienst, den Ihr mir leisten sollt, erfordert etwas Ähnliches."

Wiederholte, lebhafte Beteuerungen!

„Nun, so hört denn! Gestern ist einer meiner Bedienten gestorben. Da es mir unheimlich war, mit einer Leiche unter einem Dache zu schlafen, so ließ ich dieselbe am Abend in den Wagenschuppen setzen. Denkt Euch meinen Schrecken, als ich diesen Morgen erfuhr, die Leiche sei verschwunden. Wahrscheinlich haben die Mediziner sie gestohlen. Nun aber werden diesen Abend seine Eltern ankommen, denen ich den Trauerfall anzeigte. Wie werde ich vor ihnen dastehen, wenn sie nicht einmal die Leiche ihres Sohnes mehr finden, die noch einmal zu sehen, sie, in ihrem Alter einen weiten Weg eingeschlagen haben. Ja, was das Allerschlimmste ist, denkt Euch den

Schmerz der alten Leute, daß diese Leiche nicht einmal ein ehrliches Begräbnis finden soll?"

Von Schenk erklärte, die ganze Burse auf die Beine bringen zu wollen, um die Leiche wieder aufzutreiben.

„Aber nicht doch, lieber Herr," entgegnete die Witwe. „Das würde großes Aufsehen machen, und uns im glücklichsten Falle doch nur in den Besitz einer verstümmelten Leiche setzen. Es handelt sich vielmehr darum, daß ein Lebender sich dazu hergebe, die Leiche auf einige Zeit zu spielen. Nun aber habt Ihr, werter Herr, Euere besser gerundeten Formen abgerechnet, was sich aber leicht durch des Verschiedenen Krankheitszustand erklären ließ, so ziemlich die Natur und das Antlitz desselben. Was noch fehlt, würde meine Blasia durch geschickt angebrachte Schminke zu ersetzen wissen. Ihr hättet nur eine Nacht auszudauern, denn morgen in aller Frühe ließe ich Euch im Leichenhause zu Melaten niedersetzen, wo ich schon mit dem Todtengräber die Verabredung treffen würde, daß Ihr dort bei Zeiten aus Euerem Gefängnis befreit würdet. Gewiß, die Täuschung würde gelingen! — Doch Ihr findet meine Zumutung wohl unbescheiden und ich verkenne nicht, wie unangenehm diese Dienstleistung sein mag; um so größer würde freilich aber auch der Dank sein, zu dem Ihr mich dadurch verpflichten würdet."

Die letzten Worte hoben die Bedenklichkeiten, die sich unverkenntlich auf des Studenten Antlitz

gezeigt hatten. Sein Auge ruhte mit Wohlgefallen auf der reizenden Gestalt der Witwe. Seine Phantasie spielte ihm vor, wie sie selbst, alle Scheu bezwingend, mit dem Totengräber ins Leichenhaus trete, um ihn aus seinem engen Käfig zu befreien; wie sie dann draußen seinen Dienst mit einer zärtlichen Umarmung und einem heißen Kusse ihm lohne, und — aufs neue schien ein Blasebalg in ein Schmiedfeuer zu hauchen, um die Flamme zu schüren. Dann sah er sich im Geiste schon als Herr und Meister aller ihrer reichen Einkünfte und Besitzungen, und mit Freuden sagte er zu.

Dafür reichte ihm die Witwe aber auch jetzt schon zum Danke die Hand, die er mit Inbrunst küßte. Dann verabschiedete sie ihn mit dem Bemerken, daß ihr die Besorgung des Leichenkostüms und andere Vorrichtungen zu seiner Bequemlichkeit noch vollauf zu schaffen machten, bat ihn aber, sich bei eintretender Dämmerung wieder einzufinden, und gegen jeden, wer es auch sei, über diese Angelegenheit ein tiefes Schweigen zu beobachten.

Walther von Schenk verabschiedete sich, die Hand auf dem Herzen unter vielen Bücklingen und Kratzfüßen. Dann eilte er spornstreichs dem Kümpchen zu, um auf das gute Gedeihen seiner Werbung ein Gläschen zu trinken. Auf dem Wege begegnete ihm von Kranz, dem er einen triumphierenden Blick und den höhnischen Wunsch zuwarf: „Glück zu!“

Bald stand auch Peter von Kranz vor der reizenden Witwe. Das Gespräch der beiden nahm im Beginn fast eine ähnliche Wendung. Wieder sprach die Witwe von einem traurigen Vorfall in ihrem Hause, und erbat sich zum Beweise der Anhänglichkeit von dem Freier einen Dienst aus; worauf dieser ebenso bereitwillig einging. Dann aber erzählte sie, daß einer ihrer Verwandten in ihrer Wohnung gestorben wäre, der seiner Ketzereien wegen excommuniziert worden sei. Deshalb sei alle ihre Bemühung, einen Geistlichen aufzutreiben, der die Nachtwache bei ihm halte und dabei die üblichen Gebete spräche, vergeblich gewesen. Dennoch möchte sie gerne dem Schimpfe entgehen, der ihrem Hause und ihrer Familie daraus erwachse, wenn dieses, außer ihrer vertrauten Kammerjungfer, irgend jemand aus ihrer Dienerschaft erfahre; weshalb sie die Bitte an ihn wage, er möge ihr zu Liebe die Rolle eines Geistlichen bei der Leiche spielen.

Bereitwilliger noch als von Schenk ging von Kranz auf den Wunsch der Witwe ein, und versprach, um die bestimmte Zeit, die jedoch um eine Stunde später festgestellt wurde, im Kostüme zu erscheinen. Worauf auch ihm Stillschweigen auferlegt, und er dann auf das freundlichste entlassen wurde.

Gegen Mittag fand sich auch Konrad von Schürmann ein. Zwar fiel er, wie er selbst angedeutet hatte, ziemlich plump mit der Thüre

ins Haus, und platzte ohne viele Umschweife mit seinem Liebesantrage heraus; dennoch ward er selbst freundlicher noch als seine beiden Vorgänger empfangen. Auch ihm gegenüber vermied die Dame zwar eine bestimmte Zusage, nichts desto weniger ließ sie sich lächelnd folgendermaßen vernehmen: „Es ward mir heute eine seltene Ehre zu Teil! Drei Liebesanträge an einem Morgen! Und zuletzt noch von einem so würdigen Manne, dessen Kühnheit gegenüber den Klingen seiner Gegner stadtbekannt und allgemein gepriesen ist, und an dessen Seite sich ein Weib des besten Schutzes versichert halten darf. Ihr werdet es wissen, edler Herr, daß das Weib am Manne keine Tugend höher zu schätzen weiß, als jene, die ihm selbst abgeht, nämlich die Tapferkeit."

Die gewaltige Gestalt des von Schürmann reckte sich bei diesen Worten noch mehr empor, und mit Stolz und einem unwillkürlichen Anflug von Galanterie sagte er: „Edle Frau, ich fühle mich durch Euer freundliches Urteil um so mehr geschmeichelt, als ich mir selbst gestehen darf, daß mir Euer Lob mindestens nicht ganz unverdient zuteil wird."

„Gewiß nicht, gewiß nicht!" bestätigte Frau Demodis. „Was Euere Nebenbuhler dagegen betrifft, — Ihr versprecht mir doch, Herr von Schürmann, daß Ihr ihnen nicht wieder verlauten laßt, was ich Euch anvertraue?!"

Von Schürmann legte die Rechte aufs Herz, machte eine plumpe Verbeugung und gelobte

strenge Verschwiegenheit auf Kavaliers- und Burschen-Parole.

„Nun denn," fuhr die Dame fort, „was Euere Nebenbuhler betrifft, so scheint es bei ihnen mit dem männlichen Mute nicht zum besten zu stehen. Um sie auf die Probe zu stellen, ersuchte ich sie, bei der Leiche eines Verwandten, die ich im Hause habe, die übliche Nachtwache zu halten; aber von Schenk wich meinem Gesuch unter allerlei nichtigen Vorwänden aus, und von Kranz ging zwar endlich darauf ein, aber so zögernd und unter so sichtlichem Widerstreben, daß daraus seine Furcht nur allzu klar hervorging. Wie Ihr leicht ermessen werdet, Herr, sollte ich mich überhaupt entschließen können, meine Hand zum zweiten Male zu vergeben, so werde ich sie doch gewiß niemals in diejenige eines Feiglings legen. Mit Herrn Walther von Schenk bin ich deshalb ein für allemal fertig, und was den Herrn Peter von Kranz betrifft, so möchte ich fast wünschen, derselbe hätte mir auch lieber mein Gesuch rundweg abgeschlagen. Ihr könnt es Euch leicht denken, wie verdrießlich es mir sein muß, einem Bewerber zu Dank verpflichtet zu sein, dem ich hinsichtlich seines Mutes nicht ganz trauen darf. Wollt Ihr mich deshalb unterstützen, so will ich suchen, mich auch von ihm noch diesen Abend ganz zu befreien, indem ich seinen Mut auf eine stärkere Probe stelle. In der Garderobe meines seligen Mannes liegt noch von einem Faschingsscherze her Kostüm und Larve eines Teu-

fels. Seid Ihr deshalb geneigt, auf den Scherz mit einzugehen, so seid so gut, Euch diesen Abend um neun Uhr bei mir einfinden zu wollen.“

Wir brauchen wohl kaum zu erwähnen, daß von Schürmann mit dem größten Vergnügen auf den Vorschlag einging. Hatte er doch ein noch größeres Interesse daran, einen Nebenbuhler wegzubeißen, als die Witwe selbst, einen lästigen Bewerber los zu werden. Entzückt durch den Vorzug, den ihm die Dame schenkte, freute er sich schon im voraus auf den Scherz und den Spott, den er über die andern im Kümpchen später werde ausschütten können.

Als er sich entfernte, reichte die weibliche Würde der Witwe allein kaum aus, um größeren Vertraulichkeiten, und namentlich einer derben Umarmung des Ungeschlachten zu entgehen, der sich gewissermaßen schon als Bräutigam betrachtete.

Als sich der Abend näherte, saß Richwin mit Frau Demodis bei den Papieren. Er bewies aber für heute die gepriesene Fertigkeit, selbst den trockenen Geschäften Reiz zu verleihen, keineswegs, und die Herrin sah sich oft genötigt, es hinter der kleinen, weißen Hand zu verbergen, daß sich ihr kleines, rotes Mündchen etwas weit und unschön öffnete. Vielleicht würde sie die Sitzung längst aufgehoben haben, hätte sie nicht befürchtet, von Bläschen wegen ihrer unverdrossenen Selbstüberwachung der Geschäfte geneckt zu werden.

Sie suchte mitunter durch abweichende Zwischenfragen die Besprechung auf interessantere Zweige abzulenken, aber Richwin, als ob er sie hätte damit ärgern wollen, beantwortete die Fragen kurz ab und rückte ihr wieder mit neuen Zahlen zu Leibe.

„Laßt uns abbrechen," sagte sie endlich verdrießlich, „Ihr seid heute unausstehlich trocken und langweilig und schneidet noch dazu eine so maulende Grimasse, als hättet Ihr über großes Unrecht zu klagen. Vetter, Vetter! Täuscht mich nicht alles, so denkt Ihr Böses von mir?"

„Das nicht! Aber, — nehmt es mir nicht übel, weil Ihr doch einmal nach meiner Meinung fragt, Euer heutiges Benehmen scheint mir mindestens sehr unvorsichtig!"

„Und weshalb?"

„Ich brachte diesen Morgen, nachdem ich Euch verlassen, im Kümpchen zu!"

„Ei, schaut mir den saubern Moralprediger, den ganzen Morgen in der Weinschenke. Und was trieb Euch dahin?"

„Das Interesse für Euch!"

„Nun, das will ich glauben," lächelte die Dame.

„Ich glaubte dort vielleicht beobachten zu können, wenn man irgend eine Unbill gegen Euch im Schilde führen sollte, und so in den Stand gesetzt zu werden, derselben nötigenfalls entgegen zu treten."

„Nun, und was weiter?"

„Nach der Reihe trafen dort Euere drei Bewerber ein. Ihre Gesichter strahlten vor Freude, und einer sah den andern, wenn er sich unbemerkt glaubte, mit einem so triumphierenden Blicke an, daß man fast sagen sollte, Ihr hättet allen dreien eine Zusage gemacht, die Ihr doch höchstens nur einem unter ihnen geben konntet. Da Ihr mir verboten hattet, ihnen unfreundlich zu begegnen, und es ihnen auch darum zu thun schien, sich mit mir zu befreunden, so kam es, daß wir uns bald näher traten. Ihre Freundschaft begann in der That rührend zu werden; sie tranken mir meinen Wein aus, und behandelten mich dabei mit einem so herablassenden Wohlwollen, als ob meine künftige Existenz allein von ihrer Gnade abhinge."

„Ha, ha, ha!" lachte die Witwe. „Ich meine, ich sähe die zärtlichen Blicke, mit denen Ihr ihnen aufs neue die leeren Gläser fülltet! Und sie ließen nichts verlauten."

Anfangs setzten sie sehr geheimnisvolle Gesichter auf, die mindestens so viel verrieten, daß sie etwas Wichtiges sagen könnten, wenn sie wollten oder dürften. Aber zuletzt, als sie sich immer mehr mit Wein angefüllt hatten, schien kein Raum mehr für ihr Geheimnis zu bleiben, und dasselbe sie sehr zu drücken, und nun deutete mir einer nach dem andern an, daß er der Begünstigte wäre, und die beiden andern sich gewaltig schneiden würden. Von Schürmann sprach dabei von einem späten Stelldichein, das er noch

diesen Abend mit Euch verabredet habe, und die beiden andern gar —. Verzeiht, ich will's nicht glauben!" fuhr Richwin nach kurzer Pause fort, dann sprang er auf, ballte die Fäuste, maß mit heftigen Schritten das Zimmer, und rief aus: „Ich hätte den Kerls die Hälse gebrochen, hättet Ihr mir nicht jede Feindseligkeit verboten. Dem sei nun aber, wie ihm wolle, aber das kann ich Euch nicht verhehlen, Tante," damit machte er vor ihr Halt, „da Ihr denn doch einmal meine Meinung wissen wollt, Ihr sprangt sehr leichtsinnig mit Euerem Rufe um, als Ihr ihn diesen Gesellen anvertrautet!"

„Nun, und was behaupteten die beiden andern gar?" fragte Frau Demodis gelassen.

„Nun, wenn Ihr es denn durchaus wissen wollt, daß sie diese Nacht bei Euch zubringen würden."

„Und Ihr habt ihnen die Hälse nicht gebrochen, nicht weil ich es Euch verboten, nein, — weil Euch Euer böses Gewissen sagte, daß Ihr ihnen diese Mitteilung künstlich entlocktet. Ich soll Euch am Ende wohl noch Dank sagen für Euren Eifer? — Ich hatte geboten, Feindseligkeiten zu vermeiden, nicht mit geheuchelter Freundlichkeit zu spionieren! Still, ich will reden! Ich hätte Euch in der That kaum eine solche Fertigkeit darin zugetraut! Und wenn es nur darum gegangen wäre, ihre Absichten zu erforschen, ich könnte es vielleicht noch mit Eurer guten Absicht entschuldigen, aber nein, nicht zufrieden

mit dem Vertrauen, welches ich Euch in so großem Maße schenkte, sucht Ihr Euch noch hinter diejenigen meiner Geheimnisse zu schleichen, die ich Euch wohlweislich verbarg. Wahrlich, wenn Ihr mir vorwerft, zu leichtsinnig mein Vertrauen geschenkt zu haben, so dürfte ich vielleicht den Vorwurf Euch gegenüber verdient haben."

Richwin wollte sich entschuldigen, aber: „Schweigt! Kein Wort!" fiel die Herrin ein, dann fuhr sie mit wehmütig gepreßter Stimme fort: „Und nun, nachdem Ihr so halb und halb etwas erfahren habt, — anstatt mir Vertrauen mit Vertrauen zu erwidern, seid Ihr, gerade Ihr, der einzige Mensch auf Erden, der Ehrloses von mir glaubt."

Richwin, wie vernichtet, machte abermals Miene, sich zu entschuldigen, aber die Witwe stellte sich gerade vor ihn hin, ein Zornesfunkeln blitzte aus ihrem Auge. „Reizt mich nicht durch Eure Entschuldigung, die nur eine Lüge sein könnte, ich habe ohnehin Ursache genug, böse auf Euch zu sein." Nach einer kleinen Pause, in der sie sich zu fassen schien, fuhr sie wieder fort: „Doch damit Ihr meine ganze Verderbtheit erkennen möget," ihre Miene ging bei diesen Worten aus dem Ernst ins Neckische, Spöttische über, „so vernehmt, daß ich an den Dreien für heute noch nicht genug habe, daß ich für den Notfall noch einen Vierten zur Hand haben möchte, nämlich Euch. Vielleicht zu Schutz und Schirm, — vielleicht Euch — und Eure Anhänglichkeit zu er-

proben. Solltet Ihr mich deshalb, allem unerachtet, noch so wert halten, mir einen Dienst zu erzeigen, so begebt Euch unten in das ehemalige Bureau meines Mannes, und harrt dort, bis man Eurer begehrt. Für Erfrischungen wird gesorgt werden, und Eure Arbeiten mögen Euch einstweilen die Zeit verkürzen."

Nie noch hatte Richwin so verlegen vor einem menschlichen Wesen gestanden. Er erkannte die Wahrheit der ihm gemachten Vorwürfe; er empfand die Größe der Beleidigung, die in dem gehegten Verdachte lag, und konnte sich dennoch desselben noch immer nicht ganz entschlagen. Er wollte sich aufs neue entschuldigen, geriet aber darüber ins Stottern und errötete von neuem bis hinter die Ohren.

„Laßt! laßt!" sagte Frau Demodis ruhiger, indem sie die Klingel rührte. „Ihr seht, mit den Entschuldigungen geht es doch nicht! Darum kein Wort mehr, bevor Ihr heute meine Wohnung verlaßt. Wir scheiden alsdann mit einer andern Meinung von einander, oder — Ihr seid mir von nun an nichts weiter — als mein Beamter."

Bläschen war auf den Ton der Schelle erschienen, sie erhielt den Befehl, Richwin hinabzuführen.

So linkisch hatte er nie eine Verbeugung gemacht, wie seine jetzige Abschiedsverbeugung. Er zog wie ein begossener Pudel hinter Bläschen her, und setzte dabei ein Gesicht auf, ähnlich einem

armen Sünder, den man zum Tode verurteilt hat und aufs Schaffot führt.

Die Witwe blickte ihm nach. Ihre Miene ging erst in Heiterkeit und dann in Wohlwollen über. „Der arme Schelm,“ sagte sie, „er ahnt nicht, wie gern wir Frauen Fehler verzeihen, die ihren Ursprung in der Eifersucht und Liebe haben.“

Mit den Arbeiten Richwins wollte es heute aber auch nicht voran. Er war viel zu bewegt, um einen ruhigen Gedanken zu fassen, und versuchte er es gar, einen solchen niederzuwerfen, so bebte ihm die Feder in der Hand.

Das Bureau lag dicht am Eingangsthor. So oft der Kläpper gerührt wurde, konnte er es nicht unterlassen, sein Ohr an die Thüre zu legen, und so vernahm er denn, wie wirklich die drei Freier einer nach dem andern eingelassen und von Blasia in die obern Räume geführt wurden. In seinem Unmute zerkaute und zerstampfte er mehr Federn, als er Worte schrieb, und außer einigen Gläsern Wein, die er hastig hinunter schüttete, blieben die Erfrischungen unberührt.

Es mochte gegen halb zehn sein, als Bläschen erschien, ihn mit einem Degen bewaffnete und aufforderte, ihr leise zu folgen.

Oben harrte ihrer mit einem silbernen Armleuchter in der Hand die Herrin. Sie trug ein elegantes Négligé, welches, sich leicht anschließend, ihre reizenden Formen in ihrer ganzen Schönheit

erkennen ließ. „Folgt mir, Vetter,“ sagte sie, „ich habe Euch zu meiner Schutz- und Ehrenwache erkoren.“

Hierauf betrat sie mit den beiden eine Art von Vorgemach, welches nach dem Gange hin einen offenen Eingang hatte, und im Hintergrunde die Thüre zu einem Gemache zeigte. Ueber der Thüre befand sich ein Oberlicht, durch welches dieser Vorderraum zur Tageszeit erhellt wurde. Ein Stuhl und ein Tisch bildeten hier die einzigen Geräte.

„Hier ist Euer Wachtposten, Vetter. Und hier,“ damit öffnete die Witwe die Thüre im Hintergrunde und leuchtete hinein, „mein Schlafgemach! Hütet den Eingang selbst zu diesem Vorgemach, aber versprecht mir, nur im alleräußersten Notfall von Eurer Waffe Gebrauch zu machen und Euch um alles Übrige, was etwa sonst im Hause vorgehen sollte, nicht zu bekümmern.“

Richwin beteuerte es.

„Sehr wohl, Vetter,“ fuhr Frau Demodis mit großer Freundlichkeit fort. „Macht, daß ich von nun an mit Euch zufrieden bin, und alles andere soll vergessen sein. Und somit gute Nacht und gute Wacht.“ Darauf verschwand sie mit dem Lichte hinter ihrer Thüre, und verschloß und verriegelte diese von innen sorgfältig.

„Herr von Mannfurt,“ hub jetzt Bläschen ihrerseits an, „Ihr habt mich einmal mit der Schlange im Paradiese verglichen. Um glühende Kohlen auf Euer Haupt zu sammeln, will ich

Euch, statt verführen, warnen. Betrachtet dieses Oberlicht, moderner Adam, es sei für Euch der verbotene Apfelbaum. Die geringste Unbescheidenheit — und Ihr dürftet auf immer aus Eurem Paradiese verbannt sein. Und nun gehabt Euch wohl!" Damit entfernte sie sich nach dem Gange zu.

Richwin wußte nicht, was er zu dem allem sagen sollte, und ließ sich, seines Amtes gedenkend, sinnend auf den Stuhl nieder.

So hatte er eine Zeitlang gesessen, als es ihm vorkam, er höre im Schlafgemach der Herrin ein leises Kichern. Er spitzte sein ohnehin wachsames Ohr noch mehr. Jetzt, — er täuschte sich wahrhaftig nicht, es waren drinnen zwei Personen, die zusammen flüsterten und leise lachten.

Er hatte freilich vorher von der Erlaubnis Gebrauch gemacht, und ins Gemach hineingeschaut, und es war ihm leer erschienen. „Sollte dennoch jemand darin verborgen gewesen sein?" Es fröstelte ihn bei dem Gedanken. Und dann —, ja jetzt tauchte es deutlich vor seiner Erinnerung auf, er hatte dieses Gemach mit dieser Tapete, in der immer eine Bahn von rotbraunem Seidendamast mit einer andern wechselte, auf der sich in Öl gemalte chinesische Arabesken befanden, schon einmal gesehen. An einem Morgen, als der selige Herr Demodis eben im Begriffe stand, eine Reise anzutreten, ließ ihn dieser auf sein Schlafgemach bescheiden, wo er mit der Toilette beschäftigt war. Damals, — es war kein Zweifel, es war dasselbe Gemach, — trat Frau Demodis durch eine

versteckte Tapetenthüre ein und zog sich, als sie ihn bemerkte, etwas verlegen wieder zurück. „Und jetzt? — doch nein, nein, weg mit dem Gedanken," sagte er sich, „so schlecht kann sie nicht sein."

Umsonst aber suchte er sich zu beruhigen; in seinem scharfen Ohr klang immer noch ein vernehmliches Kichern, und sein Auge hing fest geheftet an dem verbotenen Baume, an dem Oberlichte nämlich. Jetzt aber — „Hölle und Teufel," es war kein Zweifel, es bewegten sich zwei getrennte Schatten an der Decke des Gemachs.

Wirklich, die Versuchung war groß! Wenig fehlte, und er hätte den Tisch an die Thüre gerückt, um hinaufzusteigen und durch das Oberlicht zu blicken. „Aber nein," sagte er sich, „mir mindestens soll sie keinen Vorwurf machen dürfen."

In diesem Augenblicke vernahm er deutlich, wie Frau Demodis zwar mit gepreßter Stimme, aber doch in der Hast so laut, daß er jedes Wort verstehen konnte, zu jemand sagte: „Laß sein! Ich will's nicht haben!" Dann vernahm er, wie etwas vor die Thüre geschoben wurde. Unmittelbar darauf erhob sich hinter dem Oberlichte ein Haupt mit einer Männerschlafmütze, einer weißen Zipfelmütze. Das Gesicht darunter lag zwar im Schatten; doch als es sich nun ein wenig wandte, bemerkte er eine große Nase, ganz ähnlich derjenigen des plumpen Renommisten. Und oben kicherte es, und unten kicherte es. Fürwahr, es war zum Rasendwerden. Richwins Fäuste ball-

ten sich, und es kostete ihn große Überwindung, daß er nicht mit kräftigem Fußtritte die Thüre sprengte, wenig darum bekümmert, ob der Verhaßte darüber den Hals bräche. Aber nein! Welches Recht hatte er dazu? Und wenn er nun die Heuchlerin entlarvt hätte, was würde es ihm genutzt haben? Wäre nicht gerade er zum Ziele des Spottes geworden? Und für ihn selbst bedurfte es da noch der Entlarvung?

Der Kopf drinnen verschwand; das Licht erlosch. Nur noch ein kleines schwimmendes Wachslichtchen schien den leichten Schimmer zu werfen, der droben an der Decke spielte Aber Richwins Phantasie malte sich allerlei Scenen in das Halbdunkel, oder besser gesagt in das Dreiviertelsdunkel hinein, welche ihm den kalten Schweiß aus allen Poren trieben. Alle seine Glieder bebten, und seiner nicht mehr mächtig, stampfte sein Fuß so heftig den Boden, daß man es selbst im dritten, vierten Zimmer hätte vernehmen müssen.

Ein helles, fast nicht minder lautes Lachen antwortete ihm von drinnen darauf.

Das war zuviel, zu viel! Wie gebrochen sank er auf seinen Stuhl, senkte sein Gesicht auf seine Arme und benetzte sie mit seinen Thränen. Nein, nein, das hatte er um Frau Demodis nicht verdient. Mochte sie ihn abweisen, derb abweisen, wenn sie seine kühnen Wünsche, die er sich kaum selbst zu gestehen wagte, bemerkt hatte und sich dadurch beleidigt fühlte. Aber ihn so als Ehrenwächter zum Narren zu halten, während sie sich

der Ehre begab; ja ihn so dem Spotte eines unwürdigen Nebenbuhlers preiszugeben, das war zu arg, das war niederträchtig und teuflisch zugleich, ja das war eine Bosheit, wie sie die Hölle selbst nicht schlimmer zu ersinnen vermochte. Aber morgen, morgen! Er sollte ihr nichts weiter sein als ihr Beamter, hatte sie gesagt? Aber was hätte er ihr noch sein mögen? Nichts, gar nichts! Er wollte sie fliehen, wie die Pest!" — Aber einen Spiegel wollte er ihr zuvor vorhalten, einen Spiegel! — Gestehen wollte er ihr, wie sehr, wie innig, er sie einst geliebt habe, daß er freudig für sie in den Tod gegangen wäre; wie sehr er sie verehrt, ja fast wie eine Heilige angebetet habe, (heißer entströmten ihm die Thränen bei diesen Gedanken,) und wie das nun plötzlich in das gerade Gegenteil umgeschlagen sei — in Verachtung, in die tiefste Verachtung! — Ja das war das rechte Wort, die tiefste Verachtung: — aber nicht doch, es drückte noch immer nicht den vollen Grad seiner Verachtung aus.

Während er sich so seinen Selbstquälereieu hingab, ward seine Aufmerksamkeit plötzlich nach einer andern Richtung hin in Anspruch genommen, denn draußen den Gang herab bewegte sich etwas mit langsam gemessenen, dumpfhallendem Schritte.

Doch lassen wir unsern Wächter eine Zeit lang auf seinem Posten allein, und sehen wir, was sich während der letzten Scenen in andern Teilen des Hauses begab.

Walther von Schenk hatte sich pünktlich eingefunden, und konnte, da alle Vorbereitungen getroffen waren, seine Leichentoilette sogleich beginnen, wobei ihm, so weit es der Anstand erlaubte, Bläschen dienend zur Hand ging, und zuletzt seinem weinroten Gesicht eine so treffliche Leichenblässe aufschminkte, daß er unwillkürlich vor sich selber erschrak, als er sich hernach im Spiegel betrachtete. Selbst Bläschen wunderte sich um so mehr über ihre Kunst, als sie dieselbe, seit sie in Diensten der Frau Demodis stand, nur an Karnevalstagen auszuüben Gelegenheit fand, wobei sie freilich einige Privalstudien vor dem Spiegel nicht mitrechnen mochte.

Als die Toilette beendet war, führte ihm Bläschen die Herrin zu, die gleichfalls bei seinem Anblick etwas erschrak. Sie verfehlte nicht, ihm nochmals ihren Dank für seine Bereitwilligkeit abzustatten, worauf ihn beide Frauen in einen Saal führten, der dem Schlafgemach der Witwe gerade gegenüber lag. Hier war aus einem Tisch und einigen darauf gestellten Bänken eine Art von Katafalk gebildet, auf dem hoch oben der Sarg stand. Das Ganze war entsprechend dekoriert, und der vorragende Tischrand mit silbernen Leuchtern besetzt, auf denen lange Wachskerzen brannten.

Die Frauen räumten einige der Leuchter hinweg, schoben einen Stuhl an den Tisch und baten von Schenk, sein erhabenes Lager zu besteigen, bei welcher Operation sie jedoch den Tischrand

sorgfältig unterstützten, damit seine gewichtige Person den Tisch nicht zum Umschlagen, und damit den ganzen Bau in Gefahr brächte.

Als der Student die Lade eingenommen hatte, fand er diese so wohl eingerichtet und gepolstert, daß ihm seine Lage eben nicht sehr unangenehm vorkam. Er äußerte deshalb nur die Besorgnis, daß er in Schlaf fallen und sich dem Geistlichen, von dem man ihm gesagt hatte, durch Schnarchen verraten möchte.

Frau Demodis bat ihn aber flehentlich, sich wach zu erhalten, worauf er galant bemerkte, er werde stets an sie denken, was ihn gewiß nicht schlafen ließe. Darauf verließ man ihn.

Peter von Kranz erschien auch zur bestimmten Zeit, gleich im Kostüm. Dennoch ließ sich Bläschen nicht nehmen, um ihn unkenntlich zu machen, auch an ihm ihre Kunst zu versuchen, wobei sie seinen bleichen Wangen ein künstliches Weinrot auffärbte. Nachdem er sich gestärkt und auch ihm die Hausfrau ihre Aufwartung gemacht hatte, führte ihn Bläschen zur Scheinleiche. Hier fragte sie ihn, ob noch etwas zu seinen Befehlen stände, und als er dieses verneinte, entfernte sie sich.

Als von Kranz nun mit der Leiche allein war und auch einen Blick auf dieselbe warf, kam es ihm vor, als habe auch diese ihn angeblinzelt, und erst auf seinen Blick das Auge vollständig geschlossen; eine kleine Anwandlung von Unbehagen beschlich ihn. Er wandte sich und rief Bläschen, die sich noch auf dem Gange befand,

nach: Um sich besser wach zu erhalten, möchte doch etwas von dem edeln Weine, den er soeben genossen habe, so übel nicht sein. Etwa so ein oder zwei Fläschchen, meinte er. — Lachend versprach die Zofe zu gehorchen.

Darauf kehrte er zurück, setzte sich von der Leiche ziemlich abgewendet, auf einen Lehnsessel und zog sein christliches Palmgärtlein hervor. Man kann eben nicht sagen, daß es ihm sehr wohl zu Mute gewesen sei. Eine Leiche ist selbst für denjenigen, der sich von allem Aberglauben frei weiß, keine angenehme Gesellschaft. Die zerfallende Hülle des Geistes, welcher letztere durch erstere erst Form, Ausdruck und eigentliches Leben erhält, so daß auch er für die äußere Erscheinung mindestens mit ihr erstarb, macht auf jeden einen traurigen Eindruck und ruft trübe Gedanken wach, die man zwar bekämpfen und besiegen, aber erst durch längere Gewohnheit gänzlich los werden kann.

Von Peter von Kranz konnte man aber nicht sagen, daß er von allem Aberglauben frei gewesen sei, mochte er selbst in der Schenke den Freigeist spielen. Es war ein Student, daraus folgt aber noch keineswegs, daß er studierte; zwar spielt unsere Erzählung zu einer Zeit, wo die größten Geister Deutschlands aufzuleuchten begannen, es waren aber nur erst einzelne Meteore, die vorab nur kleineren Kreisen leuchteten, und nach Köln war wenig von ihrem Lichte gedrungen. War doch die einst so berühmte kölnische Universität so herab gekommen, daß der Kurfürst Clemens

August schon mit dem Plane umging, in Bonn Lehrstühle der Philosophie zu errichten, auf welchen namentlich auch die neuere, französische Philosophie gelehrt werden sollte, worüber denn der für einen Erzbischof freilich etwas freigeistige und lebensfrohe Kirchenfürst mit den frommen Vätern der Jesuiten in Köln in nicht geringen Zwiespalt geriet. Selbst mehr gebildete Männer des Landes, wie unser Richwin zum Beispiel, thaten sich zwar derzeit viel darauf zu gut, daß sie nicht mehr an Hexen, Wehrwölfe und andere gespenstige Erscheinungen glaubten; aber an dem Teufel zu zweifeln, der noch immer in leibhafter Gestalt, wie ein brüllender Löwe umherwandle, um zu sehen, welchen er verschlänge, solch ein Zweifler wäre ihnen wie ein Gottesleugner vorgekommen, und selbst davon konnten sie sich nur schwer los machen, daß mitunter jene, die unversöhnt mit der Kirche gestorben seien, nach dem Tode umgehen müßten.

Hier aber lag, anders wußte von Kranz nicht, ein excommunizierter Ketzer auf der Bahre, und mit Schaudern dachte er jetzt daran, was nicht alles in der Nacht möglicherweise geschehen könne. Er suchte deshalb jetzt Trost in seinem Gebetbüchlein, das er wohl lange nicht mehr angesehen und vielleicht nur der Form wegen mitgenommen haben mochte.

Doch was war das? — Als er eben in seinem Gemurmel eine Pause machte, um umzublättern, kam es ihm vor, als ob einer in seiner

Nähe atme. Schüchtern blickte er sich um, aber da war nirgends etwas Lebendes zu bemerken. Um so wohler aber atmete er deshalb auf, als gleich darauf Blasia eintrat und noch zwei Tröster mitbrachte, nämlich zwei Flaschen strahlender Liebfrauenmilch.

Angelegentlich erkundigte er sich bei Bläschen, ob vielleicht in den Nebengemächern jemand schlafe.

„Wie meint Ihr das, Herr?" fragte sie zurück. „Es wird Euch doch nicht unheimlich allein bei der Leiche?"

„Oh, nicht doch! Und wenn es ein ganzes Dutzend Leichen wäre," prahlte er. „Ich meinte nur, ich habe etwas gehört, wie Atmen — oder Schnarchen," verstärkte er seine Bemerkung, als er die Zofe lächeln sah, „und ich möchte niemand durch zu laute Andacht stören."

Bläschen warf bei dem Worte „Schnarchen" einen heimlichen forschenden Blick auf die Leiche, welche ihr durch ein leichtes Nicken ihr Wachsein bekundete.

„Nichts wie Täuschung Eurer Sinne, ehrwürdiger Herr!" hub Bläschen wieder an. „Laßt Euch das nicht angehen!" dann flüsterte sie ihm leiser zu: „Nehmt Euch zusammen, Herr von Kranz, daß Ihr diese leichte Probe nicht mit Schanden besteht. Und nun gute Nacht!"

„Seid unbesorgt!" sagte er. Kaum hatte sie aber den Rücken gedreht, so langte er schon nach einer der Flaschen, die er, fühlend, welchen Con=

traft sie zu den übrigen Decorationen bildeten, soeben noch sorgfältig versteckt hatte. Hastig schlang er ein Glas hinunter, dann ließ er sich wieder auf seinem Sessel nieder. Aber — da war es wieder! — Er hielt den Atem inne, spitzte die Ohren, und — es war kein Zweifel, es atmete etwas in seiner Nähe.

Aufs neue begann er zu beten; aber das Gebet, das er so oft verspottet hatte, versagte ihm seine Kraft; aufs neue sprach er der Liebfrauenmilch zu, aber immer trieb es ihn in Pausen wieder zu horchen, und immer wieder vernahm er ein Atmen, das die Totenstille unterbrach. Und je mehr er darauf horchte, je mehr nahm es den Anschein, als komme das Atmen von der Leiche her.

„Peter, Peter!" bat er sich selbst flehentlich, „nimm Dich zusammen, sonst bestehst Du mit Schanden! Ich habe gehört, man solle in solchen Fällen auf das zugehen, was uns beängstige, und das Schreckliche werde in nichts zerrinnen. Darauf zu in Gottes Namen!"

Und wirklich bezwang er sich. Er rückte seinen Stuhl an den Katafalk, stieg hinauf, faßte mit der zitternden Rechte einen Leuchter, und hielt das Licht ganz nahe dem Antlitz der Leiche. Und es war wirklich nichts! Die Leiche lag regungslos da, und von einem Atem war hier so wenig als anderwärts das Geringste zu bemerken. Das Mittel schien ganz probat, denn er machte sogar die ruhige Bemerkung, daß es ihm vorkomme, als

sei er dem Toten schon irgend einmal im Leben begegnet.

Beruhigt setzte er den Leuchter wieder an seine Stelle, und stieg hinab. In diesem Augenblicke aber entfuhr der Scheinleiche die lange zurückgehaltene Luft als ein langer, schwerer Seufzer. Wenig fehlte, so wäre er in die Kniee gesunken. „Es ist nichts, — gar — nichts!“ sagte er, aber seine Kniee schlotterten, und sein Körper stützte sich auf die Lehne des Stuhls. „Ich muß wiederrr — einmal einen Schluck — trrr — rrrrrrr — trrrrinken!“ Darauf tastete er sich unter heftigem Zittern von der Leiche hinweg nach einem Tische hin. Dort pflanzte er jetzt beide Flaschen neben sich auf, und sprach ihnen fleißig zu.

Der edle Wein verfehlte aber auch nicht, ihm einiges neue Feuer in die Adern zu gießen. Das Atmen, das wußte er, war nichts wie Täuschung und das Seufzen wohl auch, denn es ließ sich nicht wieder vernehmen. Es begannn ihm etwas wohler zu werden. Um sich jedoch vollständig in eine bessere Stimmung hinein zu versetzen, sollte ihm der Gesang helfen. Versteht sich ein passender, ein geistlicher Gesang. Er schlug die Gesänge nach, die seinem Gebetbüchlein beigeheftet waren, und hatte bald einen Text gefunden: aber mit den Weisen wollte es nicht recht. Er mochte sich wohl in der jüngsten Zeit nicht viel mit Kirchenmusik beschäftigt haben. Der Wein sollte seinem musikalischen Gedächtnis zu Hilfe kommen, aber — vergeblich. In der einen Hand das Gebet-

buch, in der andern das Glas, machte er auf verschiedene Texte verschiedene Versuche, bis er endlich in die Weise eines bekannten Gassenhauers hineingeriet, die mindestens rythmisch auf das dies irae paßte, wenn sie gleich sonst nicht besonders feierlich klingen mochte. Lustig sang er darauf los, da — auf einmal — erscholl ein Hohngelächter der Hölle im Gemach. Gebetbuch und Glas entsanken seinen Händen, das letztere zerfuhr klirrend in Scherben.

Entsetzt sah er sich um, aber nichts war zu sehen. Noch einmal that er sich den ungeheuersten Zwang an, der Leiche näher zu treten; aber auch sie lag ruhig wie zuvor. Sollte es wirklich Hohngelächter der Hölle gewesen sein, die herannahte, den unbußfertigen Sünder zu holen? Alle seine eigenen Sünden fielen ihm schwer auf die Seele; seine heutige Lästerung der Heiligen; wie, wenn ihn die Hölle gelegentlich mit zu Mahle zöge? Dann beruhigte er sich wieder: „Nichts da! — Dummes Zeug! — O lieber, lieber Peter von Kranz, nimm dich zusammen!“ — Dann aber, als wolle er ein Stoßgebet an einen bessern Heiligen richten, faltete er die Hände, die Witwe fuhr ihm durch den Sinn, und in der Verwirrung betete er: „Heilige Demodis von Reimbach, bitt' für uns!“

Wieder glaubte er ein unterdrücktes Kichern zu vernehmen. Um sich zu stärken griff, er zur Flasche. In Ermangelung des Glases setzte er die Flasche selbst an den Mund. In einem Nebenzimmer

aber hob eine Uhr aus; darauf setzte er wieder ab, ihre Schläge zu zählen. „Zehn, erst zehn Uhr!" jammerte er. „Will denn diese Nacht eine Ewigkeit währen!"

Eben wollte er wieder ein Gebet beginnen, da vernahm auch er die dumpf tönenden Schritte, bei denen wir Richwin verließen. Plötzlich vernahm er draußen einen heftigen Donnerschlag, die Thüre sprang weit auf in den Angeln, es blitzte und im Feuer stand der leibhaftige Teufel, so gräßlich, wie ihn sich nur jemals eine Phantasie gemalt haben mag, geziert mit allen seinen Attributen, als da sind: Wolfszähne, Geierskrallen, Kuhhörner und Schwanz, den Pferdefuß natürlich nicht zu vergessen. Peter von Kranz schrie laut auf, und ein zweifaches Echo schien auf seinen Ruf zu antworten. So betäubt auch die Sinne des Pseudopfaffen sein mochten, das sagte er sich dennoch, daß ihm ursprünglich die Ehre dieses Besuches nicht gelte, sondern dem Ketzer, und daß vielleicht noch alles für ihn gut ginge, wenn er sich nur dem Blicke des Höllenfürsten zu entziehen wüßte. Aber seine Glieder waren für jede willkürliche Bewegung gelähmt, dafür aber ging ein Frösteln durch das Mark seiner Gebeine und schüttelte sie heftig. Auch seine Kinnlade blieb davon nicht verschont, und seine Zähne klapperten hörbar zusammen; und auch dieses Zähneschlottern klang ihm wie ein zweifaches Echo von zwei Seiten des Zimmers her zurück.

Es war aber kein bloßes Echo, denn von Kranz war nicht mehr der einzige im Gemach, der sich fürchtete. Bei dem dumpfschallenden Tritte des Teufels hatte sich die Scheinleiche schon ein wenig erhoben, bei dem Donnerschlag erhob sich der Oberkörper zur völlig sitzenden Stellung, so daß von Kranz es hätte sehen müssen, hätten seine Blicke nicht an der Thüre gehangen, und als nun gar der Gottseibeiuns in Flammen erschien, da sank sie mit einem Angstgeschrei, welcher von Kranz als Echo erschien, in den Sarg zurück.

Nicht besser aber stand es mit dem Teufel selbst. Als sein Blitzpulver verblitzt war, fiel sein erster Blick auf die hellerleuchtete, halb aufgerichtete Leiche, die ihn mit großen Augen anstierte; er sah sie zusammenbrechen, hörte ihren Aufschrei, und — da hätte der Teufel nicht bange werden sollen?! — So erschrak denn auch der Teufel selbst und schrie auf, und der Schweiß drang ihm aus allen seinen Poren, als habe er sich eben von seinen Untergebenen am Spieße braten lassen. So schlotterten denn alle drei mit den Zähnen ein Storchenkonzert.

Von Kranz gewann endlich so viel Gewalt über sich, daß er hinter der früher gefürchteten Leiche Versteck spielen konnte. Glücklich dort angelangt, sank er in die Kniee und schloß seine Augen, um das Ungetüm mindestens nicht zu sehen, wenn es auch über ihn komme, und so empfahl er seine arme Seele Gott und allen Heiligen.

Der Repräsentant seiner höllischen Majestät aber, als er ihn so flüchten sah, ward wieder seiner Aufgabe inne. Auch er redete sich zu, daß ihn seine Sinne getäuscht hätten. Er sagte sich, daß gerade er, dem man den meisten Mut zugetraut, der sich dessen selbst gerühmt hatte, am Lächerlichsten erscheinen werde, wenn er verzage, und so nahm er denn mit lautem Gebrülle einen Anlauf, um von Kranz zu suchen.

Als aber die Leiche dies Gebrüll hörte, und ihn die Richtung auf den Sarg nehmen sah, sprang sie mit einem Satze aus dem Sarge auf den Tischrand; das ganze Gebäude des Katafalks prasselte davon zusammen, und die Leiche würde sicher darunter geraten sein, hätte sie sich nicht mit einem zweiten weiten Sprunge davor gerettet.

„Alle guten Geister loben ihren Meister!" rief der Teufel, indem er der Thür zurannte, der er noch immer am nächsten war: dort aber trat er auf seinen Kuhschwanz und stürzte der Länge nach auf den Gang nieder. Über ihn schoß die Leiche hin, und über beide der Pater, der sich auch dort hinaus retten wollte, als er das Feld frei glaubte.

Alle drei erhoben sich aber so rasch, als es nur immer gehen wollte. In Frau Demodis Zimmer war auf das Gepolter hin das Licht wieder aufs neue angezündet worden, und leuchtete durch das Oberlicht. Diesem freundlichen Schimmer eilten alle drei zu.

An dem vordern Eingang aber stand Richwin, der, als er die Gefahr herannahen sah, alles andere vergaß und seiner Pflicht gedachte. Er faßte zuerst mit kräftigem Arme den Pater und schleuderte ihn der Leiche entgegen, dann diese dem Teufel, der aber keinen sonderlichen Appetit zu dem armen Sünder zu haben schien, und davor zurückprallte.

Da es nun aber auch in dem erhellten Gemach wieder heftig zu donnern begann, so schlugen die drei Erscheinungen eine andere Richtung ein, und polterten die Treppe hinab; voraus der Pater, hinterdrein die Leiche und zuletzt der Teufel, den Kuhschwanz jetzt vorsichtig, ähnlich wie einen Shawl, auf dem linken Arme tragend. So stürmte es zum Thore hinaus, welches man, nach der alten Kriegsregel, daß man dem fliehenden Feind goldene Brücken bauen solle, unverschlossen gelassen hatte.

Als so die Gefahr vorüber war, öffnete sich der Witwe Gemach, und hinaus traten, laut lachend, die Herrin und die Zofe, erstere mit dem Armleuchter in der Hand, letztere mit der Zipfelmütze auf dem Haupte und einer Maskennase vor dem Gesicht.

Der Witwe Lachen verstummte aber augenblicklich, als sie Richwin ansah, dem es keineswegs lächerlich zu Mute schien. Er war erschöpft auf seinen Stuhl gesunken, und der kalte Schweiß stand ihm vor der Stirn.

„Der arme Schelm!“ sagte sie mitleidig, indem sie den Leuchter niedersetzte. „Rasch, Blasia, eine

Flasche Liebfrauenmilch für unsern Helden.“ Die Zofe gehorchte, wobei sie sich die Knöchel an der rechten Hand leckte, die sich an einem eisernen Ofenschirme wund geschlagen hatte.

Frau Demodis hatte aber die Worte: „für unsern Helden“ keineswegs ironisch gesprochen. Sie ermaß seine That nicht von dem Standpunkte eines Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts aus, sondern nach der Angst, die sie selbst in einer ähnlichen Lage empfunden haben würde, und da strahlte sein Ruhm in so hellem Glanze, daß sie es fast bereute, ihn einer so schweren Probe ausgesetzt zu haben.

„Wie ist Euch, mein lieber, lieber Vetter?“ sagte sie in mitleidigem Tone, der ihre Worte fast wie Gesang erklingen ließ.

„Ach!“ seufte dieser auf, „jetzt seh' ich es, es war blos ein Spaß, aber eben kein sehr spaßiger Spaß. Vor einem halben Dutzend solcher Gesellen wäre ich nicht bange gewesen, aber sich mit Tot und Teufel herum zu balgen, das ist denn doch für einen frommen Christen kein Kinderspiel, und hätte man selbst, wie ich heute, die Hölle schon zuvor empfunden!“

„Mein braver, lieber Richwin!“ sprach sie wieder, trocknete mit ihrem Battisttuche seine Stirn, beugte sich über ihn nieder und rundete ihre Lippen. Hielt bis jetzt noch ein leises Fröfteln seinen Herzschlag befangen, so loderte es jetzt um so glühender darin auf; — er sprang auf, seine Arme schlangen sich um ihren Nacken und ein

langer, seliger Kuß brannte auf ihren Lippen. Er hielt sie so fest umschlungen, daß sie alle Mühe hatte, sich aus seinen Armen wieder zu lösen, was sie aber freilich auch nicht eher versuchte, als bis sie Bläschen herannahen hörte.

Dennoch schien diese bemerkt zu haben, was vorgegangen war, und nicht zum besten davon erbaut zu sein; sie murmelte etwas von verliebten Frauen, deren Worte Seifenblasen wären, und stieß die Flasche etwas unmanierlich auf den Tisch, indem sie sagte: „Dacht' ich's doch!"

Im Kantenkümpchen hatten sich an diesem Abende die Studenten fast noch zahlreicher eingefunden, als am Tage zuvor, um dort des Ausganges der Sache und der Entscheidung der Wette zu harren.

„Schon wieder zu Ende," sagte von Sierstorpff, indem er den Rest des Bischofs aus der umgebogenen Silberkump in das Glas fließen ließ, „und noch immer niemand da!"

„Ich für meinen Teil," bemerkte einer der Kumpane, „bin es müde, noch ferner beizulegen, sie kommen doch nicht! Und im Kuhberg ist Tanzmusik, und da sind die reizendsten Kappesbauernmädchen." Damit erhob er sich, und viele folgten seinem Beispiele.

„Aber auch die derbsten Kappesbauernfäuste, Ihr Herren," bemerkte Meister Freundchen, dem es natürlich nicht darum zu thun war, daß die Gesellschaft schon auseinander ging. „Und was

das Kommen der drei Herren betrifft, so haben mir die Herren von Schenk und von Kranz allerdings gesagt, daß sie wahrscheinlich verhindert sein dürften; dagegen sagte mir aber Herr von Schürmann noch diesen Morgen auf das Bestimmteste, daß er zwar spät aber gewiß erscheinen werde, und es hat noch keine zehne geschlagen. Dann aber bedenkt auch, daß der Herr von Mannfurt es seiner Ehre schuldig ist, zu kommen, und da bleibt er gewiß nicht aus. Vielleicht erfahren wir von ihm das Nähere!

„Mit dem Letztern magst Du Recht haben," sagte der zum Aufbruch gerüstete Student, „und so mag denn immer noch ein Kump herein wachsen. Was aber die andern betrifft, so gebt acht: so dreist die Prahlhänse auch sind, wenn sie leichte Ware vor sich haben, kommt ihnen einmal was Ordentliches vor den Schnabel, so sind sie am Ende eben so scheu."

Eben trat Meister Freundchen mit der dampfenden Kump zur Thüre herein; da vernahm man draußen einen vielstimmigen Schreckensschrei, und das Rennen flüchtiger Menschen.

„Nun, was giebt's denn da?" fragte stillstehend Meister Freundchen.

In diesem Augenblicke stürmten draußen mehrere Personen in die dunkle Hausflur hinein, die Thüre ward aufgerissen und herein drängten sich: Pfaff, Leiche und Teufel.

Der Silberkump entsank des Küfers zitternden Händen, und ergoß seinen duftenden, dampfenden

Inhalt über das Estrich. — Die drei Gestalten schienen sich hier beim Scheine der Lampen erst wieder zu erkennen, und stoben nach drei Richtungen auseinander. Aber auch die Gäste zerstoben, wo sie sich nahten, und suchten das Weite, ohne es jedoch zu finden, denn die Wände stemmten sich ihnen hemmend entgegen, obgleich viele nicht übel Lust zu haben schienen, sie fortzuschieben. Stühle, Tische, Gläser, Flaschen schlugen um, und man verkroch sich, so gut es ging.

Die drei Erscheinungen aber hatten sich auf den ersten besten Sitzen erschöpft niedergelassen: von dort aus wagten sie es, einer auf den andern einen zaghaften, forschenden Blick zu werfen; da auf einmal brachen sie in ein gellendes Lachen aus.

Dem Teufel war die Larve vom Gesicht gefallen; der Pfaff hatte Barett und Kräglein verloren, und mit dem Angstschweiß troff ihm ebenso die weinrote Schminke von dem bleichen Antlitze, wie der Leiche die Totenblässe von den weinroten Wangen, so daß beide schier aussahen, wie ein mit den Stadtfarben gestreiftes Schilderhaus.

„Wie, Du Schenk? Du Kranz? Du Schürmann?" fragte man hinüber und herüber, indem man sich, so gut es ging, vollends demaskierte, und aufs neue lachte man herzlich sich selber aus. Die Gäste aber krochen aus ihren Verstecken heraus, und da die Gefoppten der unwillkürlichen Anregung, zum bösen Spiele gute Miene zu machen, den Zügel schießen ließen, so kam es zu Erklärungen und Erzählungen, und — so wie heute

hatte das Kantenkümpchen wohl niemals noch von Lachen wiedergehallt.

Nicht lange nachher fand sich auch Richwin ein. Er brachte von Schenk und von Schürmann ihre zurückgelassenen Kleider. Zugleich teilte er den drei Freiern mit, daß ihn Frau Demodis abgesandt habe, um Frieden mit ihnen zu schließen. Sie möchten ihr den Scherz nicht zu sehr verargen, da ja dem Weibe den Angriffen des Mannes gegenüber keine andere Waffe zur Verfügung stände, als die List. Auch er, Richwin, biete auf der Dame Wunsch, ihnen die Hand zur Versöhnung und bäte sie, um dieselbe zu besiegeln, sich (hiermit öffnete er die Thüre, durch welche ein Bedienter ein halb Ohmfäßchen hineinrollte) dieses Fäßchen mit Liebfrauenmilch von der Frau Demodis zum Geschenke gefallen zu lassen. Zuletzt aber habe er noch den Auftrag, ihnen mitzuteilen, daß die Frau Demodis, um ferner ähnlichen Nachstellungen zu entgehen, ihm, Richwin, die Hand zur Verlobung gereicht habe.

Mit Freuden nahmen die Bursen die gebotene Hand, und mit noch größeren Freuden das gebotene Fäßchen Liebfrauenmilch an. „Ist doch," bemerkte einlenkend der Exteufel, „auch insofern unserer Forderung genügt, als ja ein Burse die Braut heimführt."

Meister Freundchen aber war flink bei der Hand gewesen, und hatte eben so freudig, als ob er an der Zeche seine Schnitt mache, den Krahnen ins Fäßchen geschlagen, und bald erklangen die

Römer, gefüllt mit der goldenen Rebenmilch unserer lieben Frauen, zu Ehren des wackeren Bursen und seiner schönen Braut. Nur mit Mühe und nicht ohne einen kleinen Spitz machte sich endlich Richwin aus dem Kreise los, um der Braut den glücklichen Erfolg seiner Gesandtschaft zu berichten.

Im Frühjahr aber, als das Trauerjahr abgelaufen war, führte Richwin von Mannfurt die Frau Demodis von Reimbach zum Altare, und somit begann denn für ihn erst die eigentliche, dauernde, lebenslängliche Probe, die er aber auch bis ans Ende auf das glänzendste bestand, so daß die schöne Frau niemals diesen Schritt bereute. Der junge Gatte, von nun an fest vertrauend auf ihre Treue und Tugend, auch wohl etwas in jugendlich stolzem Selbstbewußtsein, gönnte nach der Hochzeit ihrer Schönheit gerne die unschuldigen Triumphe, die sie ihm mit derselben geopfert zu haben schien, so daß zuletzt selbst Bläschen sich mit der frühen Hochzeit versöhnte.

Einige Jahre später reichte dieser Walther von Schenk, dessen auf der Universität gesammelte Weisheit in einen Weinschank aufging, als Gatte die Hand, wonach die listige, witzige Wirtin nicht verfehlte, viele Gäste anzuziehen und ihrem Gatten, der immer feister wurde, noch oft die Hölle heiß zu machen.

Der Wintergarten.

„Der Eine macht's,
Der Andre verlacht's,
Der Dritte betracht's,
Was macht's?"

Der Winter des Jahres 1248 war über alle Maßen streng; frühe hatte er seine weiße Decke über die Erde ausgebreitet, um sie sorgsam zu schützen vor den wilden Nordstürmen und dem Froste, welcher Bäche und Flüsse schon in ihrem lustigen Laufe gehemmt, und selbst den stolzen Rheinstrom in seine eisigen Bande gelegt hatte. Das rührig geschäftige Treiben, welches sonst Fluß und Landstraße rings um die mächtige Handelsstadt Köln, von dem ersten Schein des Tages bis zum späten Abende, lebendig machte, hatte der Winter auch verbannt; die Kaufherren, die trotz der Kälte mit ihren Waren gen Köln zogen, wählten nur die Zeiten, wo der Gottesfriede sie auf offener Straße vor Raub und Gewaltthat schützte, die Furcht vor Bann und Acht die adligen Wegelagerer noch schreckte, und dann auch nur die Helle des Tages, weil alle Straßen unsicher waren, seit König Wilhelm sein Heer vor Aachen teilweise entlassen hatte. Haufenweise schwärmten die Kriegsknechte im Lande umher und schädigten Bauer und Bürger, kühn und frech in ihrem Unwesen, denn sie hatten keine Strafe zu fürchten, weil der neugewählte König selbst immer in der Angst lebte, die Haufen möchten die Heerscharen seines Gegners Konrad des Hohenstaufen vergrößern, der am Niederrhein lagerte.

Die Kölner waren aber wie gewöhnlich auf alles gefaßt, wachsam und vorsichtig, denn als Freunde Wilhelms mußten sie sich vor jedem Überfalle sicher zu stellen suchen. Es galt nicht nur den ungeheuren Schätzen an Kaufmannsgütern, die in Köln aufgespeichert waren, sondern auch ihren städtischen Freiheiten und Privilegien, und zudem hüteten sie in ihren Mauern einen ebenso kostbaren als gefeierten und seltenen Schatz in den Reliquien der heil. drei Könige, welche seit dem Jahre 1162 in Köln ruheten, und in dem Maße, wie durch sie das Ansehen und der Ruf der heil. Stadt vergrößert wurden, auch zahllose Pilger aus allen Landen und Ständen anzogen und also den innern Verkehr der gewerbfleißigen Stadt immer mehr belebten und erweiterten. Sobald der Tag sich zur Ruhe neigte, wurden daher die Stadtthore verschlossen, alle Thore mit Bürgerwehr besetzt, und hell loderten, so wie es dunkelte, auf allen Thortürmen große Heerpfannen, damit die Turmwächter imstande, alles genau zu unterscheiden, was sich der Stadt näherte. So war es auch an dem Abende eines der letzten Tage des Dezembers, kurz vor dem Christfeste. In Massen waren Pilger in Köln eingezogen, um hier Weihnachten zu feiern. Diese Menge von Fremden hieß die Stadtgewalt nur um so vorsichtiger sein. Schon in aller Frühe des Abends warf die glühende Lohe der Heerpfannen an den Thortürmen hellen Schein über die Hauptstraßen, gleichsam Leuchttürme in der

ungewissen Dunkelheit, welche durch ein feines Schneegestöber noch vermehrt wurde, da man auch nicht ein Sternlein an der weiten Himmelsdecke gewahrte.

Ein Haufen Reiter, in dicke Pelzschauben gehüllt, trabte lustig über die Heerstraße, die zum Hahnenthor führte, und verlangte hier Einlaß. Lange erfolgte auf ihr „Hallo!“ keine Antwort, da erhob sich unter dem Haufen eine schnarrende Stimme: „Wittert Ihr Ellenreiter nicht, was Euch bevorsteht? Einer der drei Könige, die im heil. deutschen Reiche hausen, will seinen Vettern in Eurem Dome einen Willkommgruß bringen und die Weihnacht in Euren Mauern begehen.“ — „Das Paßwort?“ fragte man endlich hinter dem Thore. — „Sankt Geörgen!“ sprachen mehrere der vor demselben haltenden Reiter, und sogleich wurde es unter dem Thorwege lebendig, Waffen klirrten, die wuchtigen Riegel knarrten, und donnernd rasselten die Thorflügel auf. Auf beiden Seiten geschart, standen die Bürger in ihren ledernen Wämsern, mutig schauten sie unter ihren wuchtigen Sturmhauben, auf ihre Heeräxte und Morgensterne gestützt, den Einreitenden entgegen, und man sah auf allen Gesichtern beim Scheine der Fackeln, welche die Thorhalle erleuchteten, eine freudige Überraschung, als sie des stattlichen Jünglings ansichtig wurden, welcher dem Zuge voranritt. Es war König Wilhelm, der beschlossen, die Weihnachten in Köln zu begehen und zugleich den weltberühmten Albertus mit

einem Besuche zu beehren. Wie ein Lauffeuer war seine Ankunft in der Stadt bekannt, und hell waren alle Fenster der Straße bis zur Herberge, wo der König sein Nachtlager aufschlug, erleuchtet. Kaum war der junge König abgestiegen, als auch die Ältesten des Rates dem königlichen Gaste im Namen der Stadt den Ehrenwein in drei Fudern des kostbarsten Jahrganges, dann zehn Malter Hafer, ein Stück Scharlach und zwei Stücke Fries überreichten.

Doppelt freudig und festlich wurde bei Anwesenheit des hohen Gastes die Weihnachtsfeier begangen. Als die Kirchenfeste am dritten Tage beendigt waren, drängten sich schon am frühen Morgen die Bürger in dichten Haufen vor dem Kloster der Dominikaner. Die Fenster der hohen Giebelhäuser und selbst die Dächer und Firsten wimmelten von Menschen, Männern und Frauen, nicht Kälte noch Schneegestöber scheuend, denn König Wilhelm hatte den Tag ersehen, Albertus zu besuchen, und jeder wollte den königlichen Jüngling doch gern einmal in der Nähe sehen. Lauter Jubelruf verkündete das Nahen des Königs. Er erschien, umgeben von den Rittern seines Geleites, nicht im Schmucke der Waffen, sondern im Hermelinmantel, welcher Roß und Reiter in weiten Falten umwallte. Sein Geleit war zu Ehren der Stadt in ihre Farben, in rot und weiß geteilte Schauben, die alle reich mit Grauwerk verbrämt waren, gekleidet. Zwischen den ernsten, stattlichen Herren ritt auf munterem Rößlein ein

kleiner Mann, welcher in seiner buntscheckiger Kleidung, deren Schmuck eine Menge silberner Schellen und Glöcklein, trotz seiner ernsten Haltung und klugen Miene, die Lachlust der Zuschauer weckte. Es war des Königs Schalksnarr.

Am Kloster angekommen, ward der König von dem Vorsteher empfangen, der ihm und seinem Geleite auf der Schwelle den Segen gab und das Weihwasser reichte. Mit allen Zeichen der Achtung seines Verdienstes begrüßte König Wilhelm den weisen Albertus, der auch keinen Anstand nahm, dem Könige und seinen Rittern die wunderseltsamen Instrumente zu zeigen, welche er gefertigt und mit denen er gar sonderbare Künste zustande brachte, worüber sich alle höchlich verwunderten. Aus seiner Zelle führte Albertus den König und sein Geleite ins Refektorium und wandte sich hier an diesen mit der Frage: „Wollte es Euch, hoher Herr, vielleicht gefallen, auch meinen Blumengarten in Augenschein zu nehmen?"

Alle brachen in ein lautes Gelächter aus, denn so grimmig war die Kälte, daß die Vögel sogar Schutz in der Menschen Wohnungen suchten und allen die Zähne vor Frost klapperten. Selbst König Wilhelm konnte sich bei dieser Frage des Lachens nicht erwehren und sprach: „Das würde mich freuen, denn Blumen sind mir gar lieb, die schönsten Abbilder der viel minniglichen Frauen." — „Hier aber bleicher Farbe und nimmer brünstig warm," schnarrte des Schalksnarren Stimme,

„denn schaut, dort auf dem Glas der Fenster hat sie der Winter in vollster Pracht des Blühens aufgestellt. Wir brauchen da nicht weit zu gehen.“

Albertus hatte indes ein kleines Pförtlein geöffnet und den König gebeten, ihm zu folgen. Neugierig drängten sich seine Begleiter ihm nach, stutzten aber hochverwundert an der Schwelle, wie auch Wilhelm selbst, denn laue, wohlige Luft strömte ihnen entgegen und der süßeste Duft von Blumen und Kräutern, mit welchen der Frühling die Erde erquickt, wodurch er alle Wesen so glücklich macht. Albertus war ihnen vorangeschritten, und erst auf seine Einladung wagten sie es, über die Schwelle des Zaubergartens zu schreiten.

Das reichste, üppigste Pflanzenleben umgab sie. Alles blühte in mailicher Pracht, und tausende von seltenen Pflanzen, Sträuchern und fremden Bäumen entfalteten hier ihre Blütenkelche in den reizendsten Farben und seltsamsten Formen, wie sie noch keiner der Anwesenden gesehen, hauchten die süßesten und würzigsten Düfte aus. Tausende bunt- und goldgefiederte Vögel gaukelten und hüpften in den Blütenkronen; munter zwitscherten und sangen sie durcheinander, oder bauten emsig an ihren Nestern; Goldkäfer, Buntfalter und schillernde Libellen schwebten über den Blumen, wiegten sich in neckenden Spielen auf den lieblichen Düften. Springbrunnen warfen ihre Wasserstrahlen hoch in die Luft, und die Sonne brach sich in ihnen in dem herrlichsten Farbenspiel, denn über dem ganzen lieblichen Maigarten

wölbte sich des Himmels reinster Azur. Und aller Herzen wurde wohl in der Frühlingsluft, die sie umgab. Alle jauchzten und jubelten, lauschten dem Gesange der Vögel, der melodisch klang in das Geplätscher der Springbrunnen und das Gemurmel der Bächlein, die wie silberne Schlangen durch die Blumenbeete schlüpften und hinrannen in ein großes Krystallbecken, in welchem goldene und silberne Fischlein lustig herumschwammen und schäckerten, buntgefiederte Schwäne ruderten, süß flötend, wie der sehnende Schlag der Nachtigall.

König Wilhelm und seine Ritter ergingen sich in dem mailichen Lustgarten, pflückten sich Blumen und Zweige, mit denen sie ihre winterlichen Barette zierten. Laut aufjauchzend vor Lust hatte des Königs Schalksnarr seine Schellenhaube in die dichtbelaubte Krone eines in vollster Blüte prangenden Baumes geschleudert und war hinaufgerutscht, um sie herunter zu holen. Mit einem Male befanden sich der König und sein Geleit wieder im Refektorium, und die Herren ärgerten sich, denn von ihren Baretten winkten verdorrte Reiser, gelbe und weise Rüben, Wurzeln und Reisig hielten sie in den Händen. Jämmerlich schrie der Schalksnarr Zeter und Wehe, denn er hing eingeklemmt zwischen den Gitterstäben eines Fensters und konnte nicht rück- noch vorwärts, mit Händen und Füßen zappelnd, wie ein gespießter Frosch. Alle brachen in ein lautes Gelächter aus, und vergessen war der Ärger, der

anfänglich in ihren Herzen aufgestiegen war, denn die schneidende Kälte mahnte zum Aufbruch.

Auf den Abend entbot König Wilhelm den Albertus zu einem Gastmahl, welches er den Edlen der Stadt zu Ehren in seiner Herberge „Zum weißen Turm" mit königlicher Pracht veranstaltet hatte. In dem Saale herrschte eine einladende Wärme, denn lustig flackerten in zwei Kaminen kräftige Holzfeuer, und verwahrt waren die Fenster, die noch kein Glas hatten, sondern Hornscheiben, durch dicke Teppiche, auf welchen die Wappenzeichen der Stadt und ihrer edlen Geschlechter in hellen Farben eingewirkt waren. Auf der langen Tafel glänzten wunderlich geformte Sibergeschirre, und vor dem jungen Könige, der auf reich geschnitztem Sessel am oberen Ende des Tisches saß, glänzte im buntesten Steingefunkel ein großes, goldenes Trinkhorn. Ihm zur Rechten und Linken saßen die beiden Bürgermeister der Stadt aus dem Geschlechte der Overstolzen, in ihren scharlachroten Mänteln und Wämsern, die reich und zierlich mit grünem Sammet und Zindeltaffet ausgeschlagen waren, und so folgten die Ritter des Königs und die edlen Kölner, die Saphieren, die Weißen, die vom Leopard, vom Juden, vom Steffen, von Hardefaust und wie sie sonst noch hießen, alle in ihre Wappenfarbe gekleidet. Hinter jedem der Herren stand ein Diener, in des Herrn Farbe gekleidet, in der Rechten trugen sie brennende Wachsfackeln und auf dem linken Arm das große linnene Teller-

tuch, um es den Rittern und Herren zu reichen, wenn sie es bedurften.

Weit öffnete sich des Saales Thüre und herein schritten die Stadtpfeifer, von Fackelträgern begleitet, und laut und fröhlich schmetterten ihre Zinken, wirbelten die Pauken und Becken; ihnen folgte des Königs Truchseß mit einer verdeckten Schüssel, der Mundschenk mit dem großen silbernen Schenkkrug und der Kämmerer mit Waschbecken und Handtuch. Als der König die Hände gewaschen und das Gericht vor ihm niedergesetzt war, der Schenke sein Trinkhorn gefüllt hatte, folgten die königlichen Diener mit den Gerichten, jeder von zwei Fackelträgern begleitet, und pflanzten sie auf den Tisch hin. Der Truchseß deckte des Königs Gericht auf und legte dem Fürsten vor. Lustig bliesen die Stadtpfeifer das Zeichen zum Beginn des Mahles, und bald waren alle Hände mit Messer und Gabel bewaffnet, welche jeder der Gäste in einem Bestecke am Gürtel trug. Wacker kreisten die Becher und lustige Weisen spielten die Stadtpfeifer. Immer heiterer wurde das Gespräch, immer freier Scherz und Laune, und allen ging der königliche Jüngling mit seiner heiteren Weise als Beispiel voran. Als der Würzwein kredenzt war, trat auch Albertus, den man bisher noch vermißt hatte, unter die Gäste und König Wilhelm trank ihm herzlich zu.

Mit dem Würzwein war das Mahl geschlossen, und alle harrten jetzt, nach der Sitte der Zeit, des vollen Humpen, der dann, so lange ihm die

Zecher nur widerstehen konnten, die Runde machte. Albertus nahm auch einen vollen Humpen, um dem Könige zu danken, er nippte, und sieh, bläuliche Flämmchen knisterten aus dem hohen Pokale, dessen Inhalt Albertus darauf gegen die Decke goß. Aus den niederfallenden Tropfen wurden allerlei buntgefiederte Vöglein, die munter im Saale herumflatterten und sangen. Darob freute sich der König und seine Gäste, als diese aber dem weisen Manne auch Bescheid thun wollten, schlugen ihnen lichte Flammen aus ihren Humpen entgegen, daß sie erschreckt von ihren Sitzen auftaumelten und die Becher von sich schleuderten. Die Becher und Humpen standen aber alle auf ihren Stellen und golden lockte aus ihnen der Rheinwein; aber keiner wagte es, wie sehr es sie auch gelüsten mochte, zuzugreifen, bis der König, der sich ob dem Schreck seiner Gäste und Ritter ergötzte, seinen Humpen ohne alle Gefahr geleert hatte; da langte einer nach dem andern schüchtern zu, und alle ließen sich den Feuerwein trefflich munden. Als Albertus darauf um den Tisch gegangen war, um sich auf des Königs Geheiß zu dessen Rechte niederzulassen, hatten sich die Überbleibsel des Mahls, die noch auf der Tafel standen, mit einem Male in die kostbarsten Gerichte verwandelt, wie sie nur der Sommer und der Herbst spendet, und fremde Länder sie nur gedeihen und reifen sehen. Alle schauten hochverwundert bald die lockend reizende Tafel, bald einander an, und wußten nicht, wie ihnen

geschah, ob sie den eignen Augen auch trauen könnten. Die Speisen und Früchte, sanftschwellende rote und weiße Trauben, die saftigsten Erdbeeren, Pfirsichen sahen aber gar so lockend aus, spendeten einen gar zu würzigen Wohlgeruch, als daß die so verführerisch gereizte Lust ihnen hätte widerstehen können. Bald gedachten sie des ersten Spuks nicht mehr, rann doch wieder der feurigste Rheinwein aus ihren Bechern, und alle griffen munter zu, um sich die Kostbarkeiten, nach denen es ihnen so sehr gelüstete, schmecken zu lassen; — aber ehe sie sich des versahen, war Albertus und mit ihm die lieblichen Schaugerichte verschwunden. Laut auf lachte der König, als er sah, wie die ernsten Herren und Ritter einander die Finger in den Mund gesteckt hatten, sich bei den Nasen hielten, oder an den eignen Fingern, an ihren Gürteln und Mäntelzipfeln kauten; der Schalksnarr hockte unter des Königs Sessel und hatte den Schwanz eines Hundes, der laut aufknurrte und um sich biß, ins Maul gesteckt. Den Edelherren und Rittern war es nicht sonderlich zumute, als sie sich also geäfft sahen, aber sie verschmerzten ihren Ärger, da sie sahen, daß König Wilhelm sich herzlich freute über den drolligen Streich, und alle sprachen wieder dem edlen Rheinwein zu, und thaten den Gebern der herrlichen Gabe noch alle Ehre an, als längst die Bürgerglocke zur Ruhe geläutet hatte. Ob dem Schmausen und Bankettieren befand sich der junge König und manche seines Geleites am folgenden Tage,

als sie sich zur Abreise anschickten, nicht ganz wohl; aber ein paar Züge aus dem Becher, den ihm der weise Albertus zur Hülfe in solchen Fällen verehrt hatte, gab ihm die Behaglichkeit des Wohlseins wieder,[1] und alle verließen froh und guter Dinge die „heilige Stadt“. Die Sage vom Wintergarten und der hohen Weisheit Albertus des Großen lebt noch im Volke, wie sie uns auch aufbewahrt worden von den Chronisten der Zeit.

[1] Die Wunderbecher des Albertus, wie sie uns noch in manchen Altertumssammlungen gezeigt werden, sind aus einer eigenen Metallmischung gebildet, die in zwei dünnen Lagen aufeinander gefügt, zwischen denen Spießglanz eingelötet ist. Die innere Lage ist haarfein durchlöchert. Läßt man nun eine Zeit lang Wasser in dem Becher stehen, so bewirkt dieser Trank Erbrechen, steht aber Wein darin, so bewirkt dieser Abführen.

Der wilde Sebastian.

„Das Böse, das der Mann, der mündige,
Dem Manne zugefügt, das — — —
Vergiebt sich und versöhnt sich schwer, der Mann
Will seinen Haß und keine Zeit verändert
Den Ratschluß, den er wohl besonnen faßt.“

An den bergigen Siegufern, wo noch so viele Sagen erhalten blieben, die in dem lebhafteren Verkehr der Rheinebenen längst untergegangen, lebt unter andern auch folgende Sage von einem Bürgermeister von Köln.

Auf seinen festen Felsschlössern Schönstein, Wildenburg und Grottorp bei Wissen hausete zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts Herr Bastian von Hatzfeld, der selber (wie damalige Raubritter

zu thun pflegten) behauptete: daß er Gottes Freund und aller Welt Feind sei, den seine Landsleute aber den Wilden hießen und der von den damaligen Städtern der Schinder der Kaufleute und der Schrecken aller Wanderer genannt wird. Dieser unruhige Herr tummelte sich fortwährend in wüsten Fehden umher und machte den Rhein und die Straßen unsicher, was damals so Sitte bei den Adeligen war. Besonders die gute Stadt Köln, deren Reichtum von den Schloßbewohnern beneidet war, hatte über die Wegelagerungen dieses händelsüchtigen Nachbarn mancherlei zu klagen, und obgleich ihre Fehde mit ihm mehrfach gesühnet worden, so konnte er es dennoch nicht unterlassen, auf den Schaden der Stadt zu raten und die Warenfrachten der Kaufleute, die er Zunderkrämer nannte, durch seine Zuhälter überfallen und berauben zu lassen. Zwar vermied er es, nach gefangener Sühne offen dabei aufzutreten und scheuete, der Stadt neuerdings einen Absagebrief zu senden; jedoch man wußte in der Stadt nur zu wohl, daß er bei manchen Überfällen im Spiele gewesen, und es hatten ihn sogar die Beraubten in seiner Verkappung erkannt.

Es war damals Sitte der Fürsten und reicheren Adeligen, die Hauptkirchenfeste in großen Städten zuzubringen, dem dortigen hochfeierlichen Gottesdienste beizuwohnen und an den Banketten und Gelagen der Patrizier teilzunehmen. Die Städte waren die vorzüglichsten Vergnügungsorte, und was es nur von Schönem und Ergötzlichem, was

es nur von Luxus gab, das war bei den reichen Bürgern zu finden, wohingegen es auf den Schlössern selbst mächtiger Dynasten oft äußerst dürftig herging.

So ritt auch der von Hatzfeld zum Christfeste in Köln ein und gedachte neben kirchlicher Feier sich gütlich zu thun. Der damalige Stadtbürgermeister aber, Herr Evert, aus dem Edelgeschlechte derer vom Pfau, ein sehr ernster und strenger Mann, der für die Ehre und Vorteil der Stadt, sowie für Recht und Gerechtigkeit begeistert war, zeihete den Landherrn, mit welchem er bei einem Gastmahl zusammentraf, seiner Friedensstörungen, und es kam darüber zu einem heftigen Zanke, in welchem er dem Hatzfelder die derbsten Vorwürfe machte, ihn sogar sich entfernen hieß aus dem Kreise redlicher Menschen und sogar ihn als Friedbrecher mit Haft und Blutgericht bedrohte. Nur durch den Vorschub vielgeltender Freunde gelang es dem Ritter, diesem gefährlichen Handel zu entwischen. Heimlich ritt er davon, als schon der Befehl gegeben worden, die Thore zu sperren, und in flammendem Zorne schwur er: Rache zu nehmen an dem Bürgermeister, der sich erfrecht, einem hochgebornen Fürsten also zu begegnen.

Doch bald schien die Sache in Vergessenheit geraten zu sein. Der Hatzfelder wußte sich mit der Stadt auszusöhnen und ritt nochmals dort ein. Sein Groll hatte sich einzig gegen den edlen Evert vom Pfau gewendet, dem er überall auflauerte. Innerhalb der Stadtmauern war dieser

gesichert; aber der Rachedurstige unterhielt seine heimlichen Späher, und diese verkündeten ihm: daß Evert an einem bestimmten Tage in geringem Geleite gen Frankfurt den Rhein hinauffahren werde. Da ließ der Graf ein Schiff ausrüsten, sammelte eine Schar Helfer um sich, und nahm der ihm verratenen Gelegenheit wahr, die ihm den ehemaligen Bürgermeister, seinen Todfeind, in die Hände lieferte. Den Ergriffenen ließ er sofort nach seinem Schlosse Grottorp bringen und dort lange in finsterm Verließe schmachten. Den Anschlag hatte er so heimlich gemacht und betrieben, daß man in Köln von dem Schicksale des Vermißten nicht die mindeste Kunde erhielt. Zur Sättigung seiner Rache aber hatte der wilde Bastian ein eisernes Halsband, ein schreckliches Marterwerkzeug gar kunstvoll zubereiten lassen. Es war der Reifen so groß und weit, daß er genau um den blosen Hals eines Mannes paßte, innen voll scharfer Stacheln, und schloß durch eine versteckte Feder, also daß man ihn von außen weder öffnen noch die Fuge zu entdecken vermochte. Wem dies Halsband umgeleget wurde, der konnte dessen all seine Lebtage nicht entledigt werden, er wurde von der Schwere des Eisens gedrückt und von den innern Stacheln jämmerlich gepeinigt.

Nachdem nun der Gefangene eine geraume Zeit im Kerker geschmachtet hatte, wurde er durch rohe Knechte vor den Freiherrn gebracht, und statt Erhörung der Bitte um Befreiung, statt

Annahme des dargebotenen Lösegeldes warf ihm dieser immer wieder seine Drohungen vor und schwur, daß seine Rache nur mit des Feindes Tod erlösche.

„Du sollst erfahren, städtischer Hund,“ fuhr er ihn an „was es heißt, einem freien Landesherrn also zu begegnen, wie Du Dich vermessen. Nun soll Dich Deine Bürgermeisterschaft baß gereuen. Sieh! dieses Halsband soll Dir umgelegt werden und elendiglich sollst Du darin verwimmern gleich einem räudigen Hunde!“

Der Wehrlose, da er sich in der Gewalt des Wüterichs sah, der taub für Recht und Mitleiden, antwortete fest und ernst, daß er den Friedbrecher, hätte er ihn nach dem Gastmahle in Köln ergriffen, zwar auch nicht auf Rosen gebettet haben, sondern an ihm erfüllt haben würde, was das Gesetz erheische, nicht aber sei es ihm je in den Sinn gekommen, und es sei keinem Christen, geschweige denn einem hochgebornen Edelmann zuständig, auch den ärgsten Todfeind mit sinnreicher Marter und mit Schmach wie einen Hund erliegen zu lassen.

Das wurmte den von Hatzfeld und er fragte den Gefangenen: wie er es denn mit ihm würde gehalten haben, wenn er seiner damals mächtig geworden?

„Nicht mehr und nicht minder als dies“ — erwiderte Evert: „ich würde den Friedbrecher zum Tode verurteilt und ihm das Haupt haben abschlagen lassen!“

„Gut!“ hohnlächelte der Hatzfelder: „Du sollst Dich nicht über mich zu beklagen haben; ich will in Edelmut nicht mit Dir knickern und Dir sogar noch die freie Wahl lassen, Deine gerechte Strafe Dir selber zu bestimmen!“

Drauf ließ Herr Bastian ein Richtschwert bringen, sowie es die Nachrichter zu führen pflegen. Dies legte er nebst dem Halsbande dem Gefangenen vor und stellte dem Kölner die Wahl anheim: ob er wolle enthauptet sein oder vorziehe, sich das Halsband umlegen zu lassen, mit dem er frei ausgehen und sich einen Meister suchen könne, der ihn von der schmachvollen Last befreie. Der edle Gefangene aber zog solcher Schmach den Tod vor; er wurde enthauptet.

So erzählt die Sage, die sich noch in vieler Munde erhalten hat. Ob aber den wilden Sebastian die Rache für solche frevelvolle That auch ereilt habe, oder ob die Sache nicht weiter gerügt worden, darüber giebt die Sage keine Kunde.

Jenes künstliche Halsband aber und auch das Richtschwert werden auf dem Hause Grottorp zum Zeugnis der Wahrheit dieser Begebenheit dem Neugierigen noch vorgezeigt.

Die Ordalien.

„Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige
In edler, stolzer Männlichkeit ....
Der reichste Sohn der Zeit,
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze ...“

Es ist nicht zu verkennen, daß der erste Ursprung bei den Gottesurteilen von der abergläubischen Meinung ausging, der gerechte Gott werde dem Unschuldigen in seiner Not Beistand leisten und nicht zugeben, daß er in den mit ihm unternommenen Proben unterliege. Gott mußte also nach den damaligen dunkeln Begriffen in die Ordnung der Dinge eingreifen und bei jeder Probe seine Wunderkraft bezeugen. Da aber ihr Gebrauch fast durchweg in ein mysteriöses Dunkel gehüllt, so war dadurch dem Aberglauben und dem Betruge ein gar weites Feld geöffnet. Manches unschuldige Opfer wurde eine Beute dieses mittelalterlichen Instituts; wie auch anderseits mancher schuldbeladene Bösewicht durch heimliche Mittel der verdienten Strafe zu entschlüpfen wußte. Um diejenigen Leser zu befriedigen, welche diese mittelalterlichen Gebräuche kennen zu lernen wünschen, lassen wir dieselben in kurzen Andeutungen hier folgen.

Das Gottesgericht des Zweikampfes.

Die gewöhnliche Probe der Unschuld bestand in dem gerichtlichen Zweikampfe. Derjenige, der seinen Gegner öffentlich vor allem Volk besiegte,

wurde für den unschuldigen oder rechthabenden Teil angesehen. Der Himmel, dachte man, habe seinen Arm gestärkt, und der Gegner, wenn er auch viel stärker und geübter gewesen wäre, habe doch unterliegen müssen. Das Volk nahm vielen Anteil an solchen öffentlichen Schauspielen und sie machten ihnen in diesen barbarischen mittelalterlichen Zeiten noch mehr Vergnügen, als den Römern ihre Fechterspiele und ihre Tierhetzen; daher fand es sich immer in großer Anzahl als Zuschauer bei denselben ein, und ermunterte sogar durch seine Gegenwart die Kämpfer zu Tapferkeit, so wie es dem Sieger durch Jauchzen seinen Beifall zu erkennen gab.

Der Zweikampf, einmal als Mittel der Gerechtigkeitsgflege unter die Gesetze aufgenommen, war so tief eingewurzelt in den Vorurteilen der Zeit, daß es den spätern einsichtsvollern Gesetzgebern nicht gelingen wollte, denselben ganz auszurotten. Nachdem es der Kirche durch strenge, oft wiederholte Gesetze gelungen war, denselben als gerichtliches Reinigungsmittel allmählich aus dem christlichen Volksleben zu verdrängen, fingen auch die weltlichen Gesetzgeber an, ihre Spitze gegen dieses Übel zu kehren. Doch erst im 17. und 18. Jahrhundert nahmen die Gesetze gegen den Zweikampf, der später in Duell umgetauft wurde, eine entschiedene, oft strenge Gestalt an. Allein trotz dieser Verbote hat sich diese Sitte, wenn auch in veränderter Gestalt noch bis auf unsere Tage erhalten.

Um dem Leser das Verfahren bei diesem Gottesgerichte anschaulich zu machen, lassen wir hier eine Begebenheit folgen, welche sich im 13. Jahrhundert in der Stadt Köln zutrug.

Gumbrecht, aus dem edlen Geschlechte derer von Weisen, war beschuldigt, einen Bürger aus der Metzgerzunft erschlagen zu haben. Um der Strafe auszuweichen, war er aus der Stadt geflüchtet und hatte dadurch seine Freiheit einstweilen gerettet. Der Stadtgraf Hermann hatte infolgedessen veranlaßt, den Weisen ihre Häuser niederreißen zu lassen, eine Strafe, die im Mittelalter üblich war. Als sich einige Zeit darauf ein Verwandter des Getöteten durch eine Schimpfrede, welche Gumbrecht gegen ihn ausgestoßen, beleidigt fand, nannte er ihn einen Mörder, und ihm den Handschuh zuwerfend, beteuerte er, dieses durch einen Zweikampf beweisen zu wollen. Der Handschuh wurde aufgehoben und beide von dem Gerichte in Verwahrung gebracht.

Endlich erschien der Tag des Zweikampfes; eine ungeheure Volksmenge versammelte sich, um diesem Schauspiel beizuwohnen. Der Stadtgraf befand sich mit dem Schöffen- und Ratskollegium im Hause zum Kampfhofe; der Bischof aber mit den Offizialien und andern hohen Würdnern in dem alten Palaste. Von diesen beiden Gebäuden, welche beide auf dem Domhofe gelegen waren, konnte man bequem dieses Gefecht ansehen. Am 22. Mai, um 9 Uhr des Morgens, erschienen die Kämpfer auf dem Domhofe.

Ihre Kleidung bestand aus schwarzem Schafleder, ganz aus einem Stück vom Hals bis zu den Füßen gefertigt und knapp an ihre Körper anschließend. Die Köpfe waren geschoren, die Füße unbekleidet, die Nägel verschnitten. Jeder trug, um damit grüßen zu können, ein Fähnchen in der Hand. Die Fechtmeister trugen ihre Schilde und Waffen. Die Schilde waren von Weidenholz mit Schafleder überzogen, ungefähr 3 Fuß lang, und hatten in einem silbernen Felde ein rotes

Kreuz, worin Ritter St. Georg, mit dem Drachen kämpfend, sichtbar war. Die Waffen waren von Mispelholz, 3 Fuß lang, an beiden Enden zugespitzt und mit einem Griff und Riegel, zur Bedeckung der Faust versehen. Hermann der Fleischer trat zuerst, ausfordernd, aus der gewölbten Halle des Hauses zum Kampfhofe, woselbst er sich angekleidet hatte, grüßte, machte am Eingange des Wahlplatzes mehrere Kreuzzeichen, und setzte sich dann auf einen erhöhten, mit schwarzem Tuche beschlagenen Stuhl. Ihm folgte Gumbrecht von Weisen, welcher sich seitwärts der Signalglocke des sogenannten „Reuterchen“ niederließ, nachdem er sich zuvor auf die Kniee niedergeworfen und den Erdboden geküßt hatte. Alsbald trat der Magistrat, der Stadtrat und die Schöffen, die sich in der zweiten Schranke befanden, auf den Kampfplatz, und nun schwuren die Kämpfer, ein jeder für sich auf das heilige Evangelium, daß sie gerechte Sache hätten. Darauf bestrich man ihre Kleider mit Fett, damit der Sieg nicht allzuleicht werde, wobei man bemerkte, daß das Fett an dem Fleischer Hermann schmolz, an Gumbrecht von Weise aber gerann und ganz weiß und grieslich blieb, obgleich es sehr heiß war. Nach dieser rätselhaften Vorbedeutung ließ man Gewürz und Zuckerwerk in zwei silbernen Schalen herbeibringen und nachdem die Träger davon gekostet, aßen beide Kämpfer davon. Hierauf brachte man ihnen in zwei Schalen Asche, womit man ihre Hände bestreute, damit sie die Waffen besser fassen und handhaben könnten. Jetzt ergriffen die Kämpfer ihre Schilde. Außerdem war von Seiten des Magistrats ein Verbot erlassen worden, daß bei Todesstrafe niemand irgend ein Beifallszeichen dem einen oder dem andern der Kämpfer während des Zweikampfes geben solle. Der Vogt der Stadt warf mit Bewilligung des Stadtgrafen und der Schöffen den Handschuh hin unter dem dreimaligen Zurufe: „Thut Eure Pflicht!“ und er wurde als Zeichen der Fehde aufgehoben. Die Kämpfer gingen nun auf einander los. Gumbrecht schöpfte mit seinem Schilde Sand, in der Absicht, ihn seinem

Gegner in die Augen zu werfen, und führte zu gleicher Zeit einen Schlag gegen den Kopf des Fleischers, der seinerseits dem Feinde mit kräftiger Faust, wenn auch nicht nach ritterlichen Regeln, nicht weniger unsanft zusetzte, im Gegenteil ihn so stark traf, daß Gumbrecht zur Erde sank, sich jedoch schnell wieder von derselben erhob.

Der Stadtgraf befand sich, wie oben erwähnt, in dem Kampfhofe und sah durch ein hölzernes Gitterfenster zu, alles übrige dem Magistrat überlassend und ohne sich im geringsten in die Sache zu mischen. Nach mehreren Gängen des Gefechtes und vielen von beiden Seiten geführten Streichen warfen beide Kämpfer die Waffen weg; Hermann der Fleischer fiel über seinen Gegner her, riß ihn mehreremale zu Boden nieder, warf sich auf ihn, blendete ihm mit Sand die Augen und riß ihm die Ohren ab. In dieser Lage blieben beide Kämpfer beinahe $^3/_4$ Stunden hindurch, indem der Fleischer seinem Gegner das Gesicht zerfleischte, ihn zerkratzte und biß, um ihm das Geständnis seines Verbrechens abzupressen. Da ließ der Stadtgraf, welcher den Gumbrecht in solcher Gefahr sah und der selbst dem edlen Geschlechte angehörend, für dasselbe einige Sympathie hegen mochte, den Magistrat zu sich rufen und fragte ihn, ob es keinen Ausweg gäbe, dem Gumbrecht das Leben zu retten, worauf ihm die Antwort wurde, daß sich dies ohne Verletzung der Rechte der Stadt nicht thun lasse. — Endlich brachte es Hermann der Fleischer dahin, daß er den Bauch und das Gesicht seines Feindes nach der Erde umkehrte. Der bedauernswürdige Gumbrecht fing an, gräßlich zu schreien, und machte alle möglichen Anstrengungen, sich aufzuhelfen; aber der Sieger rieb ihm wieder Sand in die Augen und in den Mund. Dabei erfaßte Gumbrecht mit den Zähnen einen Finger des Fleischers, den er so fest hielt, daß dieser nicht zurückziehen konnte; der Fleischer rief in Wut darüber aus: „Warte nur, ich will Dir schon vergelten!“ und plötzlich setzte er ihm den Daumen der andern Hand in das Auge und drückte damit so stark in dasselbe hinein, daß

9*

er es ihm gänzlich herausquetschte. Der Besiegte ließ nun den Finger los und bat um Erbarmen. Aber trotzdem gab er sich immer noch alle Mühe emporzukommen und seinen Feind niederzuwerfen. Als Hermann bemerkte, daß sein Gegner noch viele Kraft habe, verrenkte und zerbrach er ihm die Arme und den Rückgrad, indem er mehreremale mit den Knieen auf dessen Rücken stampfte.

Endlich bekannte sich Gumbrecht für besiegt und gestand den Mord, dessen er beschuldigt worden, zu; dann, dem kaiserlichen Stadtgrafen zurufend, sagte er: „Gnädiger Herr, ich habe Eurem Kaiser tapfer gedient im Krieg gegen seine Feinde und flehe Euch um Barmherzigkeit an; bei Gott! rettet mir mein Leben!“ Diese Worte und das blutige Schauspiel rührten des Stadtgrafen Gemüt so sehr, daß er den Magistrat von neuem fragen ließ, ob es denn kein Mittel gäbe, dem Armen das Leben zu retten, oder ihm doch wenigstens ein ehrliches Begräbnis zu bewilligen. Man antwortete ihm jedoch, daß keines von beiden zugestanden werden könne, und bat ihn sehr unterthänig, zu erlauben, daß das Gesetz pünktlich vollzogen werde. Während dieser Unterhandlung hatte der Fleischer eine der auf der Erde liegenden Waffen ergriffen und damit aus allen Kräften 3 bis 4 Schläge auf den Kopf des Gumbrecht gethan und ihn darauf für tot aus den Schranken geschleppt. Gumbrecht lag hier eine gute Weile, ohne irgend ein Lebenszeichen zu geben; als er wieder zu sich kam, beichtete er einem Priester, trank einige Gläser Wein und verzieh reumütig dem Fleischer seinen Tod.

Hierauf wurde er auf einer Schleife fortgeschleppt, nach dem Judenbüchel vor bem Severinsthor und gehangen, während der Fleischer sich nach der nahen Kirche begab, um die glorreiche Jungfrau, die Mutter Gottes zu begrüßen und ihr für den Sieg zu danken.

Dieses schaudervolle, durchs Gesetz angeordnete Rechtsverfahren, welches im finstern Mittelalter sein Wesen trieb, verschwand erst gänzlich am

Ende desselben durch den deutschen Kaiser Maximilian I., der im Jahr 1495, am 7. August, auf dem Reichstage zu Worms, für ewige Zeiten den Landfrieden errichtete, der allen gerichtlichen Zweikämpfen und Ordalien für immer ein Ende machte.

Die Feuerprobe.

Das Gottesgericht des Feuers wurde in dreifacher Weise abgehalten: mit glühendem Eisen, mit feurigen Kohlen oder durch lodernde Flammen. Die erste Weise, mit glühendem Eisen, zerfiel wiederum in zwei Reinigungsarten, in die des Eisentragens und in die der glühenden Pflugscharen. Wer die Probe des Eisentragens zu bestehen hatte, mußte das glühende Eisen 12 Schritte weit tragen und dasselbe alsdann in einen bereitgestellten Trog werfen; brachte er es nicht bis zum Trog, so war er überwiesen. Bei der Probe der Pflugscharen mußte der Angeschuldigte ebenfalls zwölf Schritte über glühende Pflugscharen, von welchen er jede mit dem Fuße berühren mußte, gehen. Ein Priester las dazu die heilige Messe, nach deren Beendigung er geweihtes Wasser über die Versammlung aussprengte und dann zum Tranke darreichte. Unmittelbar danach wurde unter Absingung des Lobgesanges der drei Jünglinge im Feuerofen die Probe angefangen. War die abgemessene Strecke mit dem glühenden Eisen durchschritten, so ward das Eisen am Altare niedergelegt und die Hand wie ein wichtiges Ausweismittel verbunden und versiegelt. Der Be-

fund der Hand bei der nach drei Tagen stattgefundenen Öffnung und richterlichen Untersuchung entschied über Schuld und Nichtschuld.

Die Probe mit den feurigen Kohlen bestand darin, daß sich der Angeschuldigte glühende Kohlen auf die Brust legen ließ. Blieb er unversehrt, so wurde er gleich vor allem Volke für unschuldig erklärt; wurde er aber gebrannt, so war das Brandmal ein Beweis seiner Schuld, und er wurde zur gesetzlichen Strafe verurteilt.

Endlich ward die Feuerprobe noch abgehalten durch brennende Holzstöße, wodurch in der Regel ein großartiges aber auch entsetzliches Schauspiel dem Volke geboten ward. Zwei Scheiterhaufen wurden errichtet, wovon ein jeder 10 Schuh lang, 5 Schuh breit und $4^1/_2$ Schuh hoch war. Zwischen diesen beiden Holzstößen wurde nur ein ellenbreiter Pfad gelassen und derselbe mit dürrem Holze bedeckt. Darauf trat der Angeschuldigte vor und nun wurde zur Anzündung der Holzstöße geschritten. Vier Mönche erschienen darauf, der eine mit dem Bilde des Gekreuzigten, der andere mit dem geweihten Wasser, ein dritter mit zwölf gesegneten und brennenden Kerzen und der vierte mit dem gefüllten Rauchfasse. Der Beschuldigte näherte sich dann dem brennenden Scheiterhaufen, worauf der Menge Stillschweigen geboten und die Ursache dieses Gottesurteils laut verkündigt wurde. Der Angeklagte mußte darauf, wenn das Feuer hoch aufloderte und die beiden Holzstöße erfaßt hatte, barfuß in die Flammen

hinein und den Mittelpfad, der mit glühenden Kohlen bedeckt war, bis zum andern Ende durchschreiten. Man sollte glauben, es habe eine so bedenkliche Probe auch der Unschuldigste nicht unverletzt bestehen können; allein die Erfahrung beweist das Gegenteil; viele Schuldige und Unschuldige bestanden sie glücklich. Doch, wird man fragen: wie war dieses möglich? die Antwort ist: weil man schon damals, so gut wie heutzutage, geheime Mittel kannte, sich auf einige Augenblicke feuerfest zu machen, d. h. gegen das Feuer zu schützen, und man sich viel eifriger als jetzt, auf dieses Mittel verlegte, da sich ein schönes Stück Geld damit verdienen ließ. Giebt es doch in unsern Zeiten Menschen, welche sich die Füße in geschmolzenem Blei waschen und glühende Eisenstangen in der Hand halten. Dergleichen gab es wahrscheinlich auch schon vor 600 Jahren.

Petrus, Bischof von Florenz, stand im Verdachte, seinen Bischofssitz durch Geld erkauft zu haben, und war deshalb beim Papste vom Abte des Klosters St. Salvatoris zu Vallumbrosa der Simonie angeklagt worden. Die auf Seite des Bischofs stehende Geistlichkeit bat denselben, sich durch ein Gottesurteil zu reinigen, was dieser jedoch verweigerte. Da trat ein Mönch des genannten Klosters hervor und erbot sich, durch die Feuerprobe zu beweisen, daß das, was die Mönche vom Bischof Petrus behaupteten, in Wahrheit gegründet sei. Sofort wurde nun vom Volke zur Errichtung zweier Scheiterhaufen geschritten; ein jeder wurde 10 Schuh lang, 5 Schuh breit und 4½ Schuh hoch gemacht; inmitten beider ein ellenlanger Pfad, mit dürrem Holze bedeckt. Der Mönch bereitete sich zur Darbringung des

heiligen Opfers und bei dem letzten Teile wird zur Anzündung der Holzstöße geschritten. Nach Beendigung ergreift der Mönch das Kreuz und schreitet zu dem bereits brennenden Scheiterhaufen hin. Da betete er, während an 3000 Menschen umherstanden, laut auf und nach einem feierlichen Amen und nach der Frage: wie lange er in der Flamme verweilen sollte, antwortete das Volk: es genüge, wenn er Fuß vor Fuß durch den Scheiterhaufen hindurchgehe. Der Mönch tritt nun, nach wechselseitig erteiltem Bruderkusse, sich mit dem Zeichen des Kreuzes segnend, barfuß, heiteren Blickes und langsamen Schrittes in die Flammen. So zwischen den brennenden Holzstößen einherschreitend, wird er eine Weile den Blicken entzogen, bald aber wieder sichtbar am andern Ende des Mittelweges, ohne eine Spur von Feuer an seinem Körper. Als er aus dem Feuer herausgetreten, stürzt das Volk vor ihm nieder, küßt seine Füße, und alle singen Lob dem Herrn und weinen vor Freude. Der Papst Alexander II. entsetzte hierauf den Bischof Petrus von seinem Amte, und der Mönch wurde zum Kardinal und Bischof erhoben.

Die Wasserprobe.

Das Gottesgericht der Wasserprobe war ebenfalls, wie das vorgeführte Feuerordal verschiedener Art, je nachdem warmes oder kaltes Wasser angewendet wurde. Sie war neben der Kampf- und Feuerprobe eines der verbreitetsten Gottesurteile und wurde in folgender Weise abgehalten. Über ein Feuer wurde ein großer, mit Wasser gefüllter Kessel gesetzt. In dasselbe wurde, nach vorheriger Benedicierung und vorgenommenen Ceremonien, wenn es siedend heiß geworden, von einem

Priester ein Stein oder ein Ring hineingeworfen, welcher an einem Faden befestigt war, den ein dabeistehender Richter in Händen hielt. Darauf mußte der Angeschuldigte mit entblößtem Arme in den siedenden Kessel hineingreifen, um den durch das unaufhörliche Wallen des Wassers kreisenden Ring oder Stein herauszuholen. Die Hand wurde, wie bei dem Eisenordal, darauf in einen Beutel gebunden und versiegelt. Nach drei Tagen wurde der Beutel vor dem Schöffenkollegium wieder geöffnet und untersucht. War sie unbeschädigt geblieben, so wurde der Angeklagte als unschuldig freigesprochen, im Gegenteil aber, als überwiesen, verurteilt. — Ganz anders verfuhr man bei der Probe mit kaltem Wasser. In diesem Falle wurde nämlich die verdächtige Person auf einen Teich oder einen See oder auf einen Fluß gelegt. Sank sie unter, so wurde dieses als ein Beweis ihrer Unschuld angesehen, und man zog sie schnell wieder aus dem Wasser, schwamm sie aber oben, so wurde sie als strafbar verurteilt. Gemeinlich wurden dieser Prüfung die vermeintlichen Hexen unterworfen; deswegen nannte man sie auch die Hexenprobe. Viele arme, alte, triefäugige Weiber, die als Hexen angesehen wurden und zufällig leichter waren, als das Wasser, folglich oben schwammen, mußten auf solche Weise eines schmählichen Todes sterben.

Schon der kölnische Dominikanermönch Albert der Große giebt in seinem Werke: de Mirab. mundi, folgendes Mittel an: Man nehme den Saft der Malva (Malva

alceo) und das Weiße von einem Ei und Pfillussamen (plantag. psillium, auch Flohsamen genannt) und Kalk, zerstoße und verarbeite es, mische dann zu dem Eiweiß Rettigsaft (armoratia rusticana) und bestreiche mit dieser Salbe den Körper oder die Hand und lasse es trocken werden, danach bestreiche man sie nochmals und man wird dann kühn das Feuer ohne Schaden ertragen können.

Gregor von Tours, der vor dem Ende des 6. Jahrhunderts starb, erzählte in seinem Wunderbuche folgendes Beispiel: Ein katholischer Diakon, welcher mit einem arianischen Priester in Streit geraten war über Religionssachen, hatte sich erboten, die Wahrheit seines Glaubens durch die Kesselprobe beweisen zu wollen. Ein Kessel wurde aufs Feuer gesetzt und ein Ring in das kochende Wasser geworfen. Da aber der katholische Diakon, aus Mangel an vollem Vertrauen, den Arm und die Hand mit einer gewissen Salbe bestrichen und der Arianer dies bemerkte, so erklärte letzterer, daß er diese Probe, die mehr auf Zauberkünste, als auf die Kraft des Glaubens sich stützte, nicht anerkenne. Während beide darüber Worte wechselten, kommt ein anderer Diakon von Ravenna hinzu und hört kaum die Ursache des Streites, als er auch seinen Arm vom Gewande entblößt und in den siedenden Kessel taucht, unter welchem das Feuer fortwährend stark geschürt ward. Der Ring aber war klein und leicht und ward von dem wallenden Wasser hin und her geworfen, so daß der Diakon erst im Laufe einer Stunde seiner habhaft werden konnte. Als er den Ring herausgezogen hatte, ohne Verletzung am Fleische, vielmehr behauptend, in der Tiefe des Kessels kühles, oben auf aber nur mäßig warmes Wasser gefühlt zu haben, wird der Arianer bestürzt und steckt kühn auch seinen Arm in den Kessel, den er aber auch sofort, bis auf die Knochen weich gesotten, herauszieht.

Das Gottesgericht des heiligen Bissens.

Zu diesem Ordal wurden zwölf Gerstenbrote und eben so viele Käse in runder Form in Leinwand gewickelt und vor dem Anfang der dazu bestimmten Messe, auf die rechte Seite des Altars niedergelegt, und während derselben benediciert. Der Richter mußte dem Priester, da diese Probe meistens zur Entdeckung von Diebstählen angewendet wurde, ein Verzeichnis der gestohlenen Sachen einhändigen, welches man auf den Altar zu den Broten und Käsen niederlegte. Nach der Messe wurden über Brot und Käse die heftigsten Verwünschungen ausgesprochen: daß sie die Wirkungen annehmen möchten, Kehle und Schlund des Schuldigen zusammenzuziehen, zu schließen und ihn zu ersticken. Darauf wurde der gesegnete Bissen dem Angeschuldigten, der nach Vorschrift drei Tage vorher bei Wasser und Brot gefastet hatte, unter folgender erschütternder Beschwörungsformel in den Mund geschoben. „Ich beschwöre Dich, Mensch! durch den Vater, Sohn und heiligen Geist, durch das schreckliche Gericht, durch die vier Evangelisten, die zwölf Apostel, die Propheten und 24 Ältesten, die da täglich Gott anbeten; ferner durch unsern Erlöser, der am heiligen Kreuze für unsere Sünden seine Arme ausgespannt hat; ich beschwöre Dich im Namen Gottes, daß Du an diesem Bissen ersticken, daß Dich augenblicklich Krankheiten, Schmerzen und Tod treffen möchten, wenn Du die That, der Du bezichtigt wirst, wirklich begangen hast.“

Dieses Ordal des Probebissens, das wir bei den Angelsachsen, wie auch in den noch vorhandenen Ritualbücher aus fränkischer Zeit erwähnt finden, verlor sich früher als die andern Gottesgerichte, aus dem Volksleben. Nur die unter den niederen Volksklassen bis zur Gegenwart übliche Verwünschung, „daß Dir das Brot im Halse stecken blieb!" erinnert noch an die schreckliche Drohung und Verwünschungsform, die nach dem damaligen Glauben an heiliger Stätte den befangenen Schuldigen erschüttern und zurückschrecken sollte. Beispiele, wo ein übernatürliches Zeichen infolge der priesterlichen Verschwörung erfolgt sein soll, sind selten; doch treffen wir dieselben hie und da doch an, und namentlich bei Du Fresne, welcher eine Geschichte mit einem Grafen, namens Godwin, erzählt, welcher unmittelbar nach dem Genusse des bezauberten Bissens, gestorben sein soll.

Meistens ging der Bissen glücklich durch den Schlund, und dann war die Unschuld des Angeklagten klar. Vielleicht war er aber bei allen Angeschuldigten nicht gleich groß; war er zu groß, um durch den Schlund zu können, so mußte auch der Unschuldigste daran ersticken. Man wird auch die Kunst verstanden haben, dem Bissen eine Beimischung zu geben, und dann mußten freilich Schmerzen und der Tod darauf erfolgen.

Die Abendmahlsprobe.

Dieses Gottesgericht bestand in dem feierlichen Empfange des Abendmahls unter den Worten:

„Der Leib des Herrn gereiche mir heute zum Beweise meiner Unschuld.“ Man glaubte nämlich, daß ein Frevler, der mit dem Bewußtsein seiner Schuld die gereichte Hostie zu genießen wagte, daran erkranken und sterben würde. Dieser Glaube war wohl zunächst entstanden und genährt durch die Schilderung der schrecklichen Folgen, welche gemäß dem Ausspruche der h. Schrift, die unwürdige Communion nach sich zieht. „Wer unwürdig isset und trinket, der ißt und trinkt sich das Gericht.“ In der Synode zu Worms (865) wurde bestimmt, daß die Bischöfe und Priester, die eines Verbrechens wegen angeschuldigt oder in Verdacht sind, sich dadurch reinigen sollen. Auch wurde dieses Ordal den geistlichen Klosterbrüdern zugemutet, welche im Verdacht eines Diebstahls standen, wie auch bei Streitfragen über das Eigentumsrecht. Gemeinlich unterwarf man nur Geistliche diesem Gottesgericht, weil diese keine Lust hatten, wie zarte Frauen ihre Hände in siedend heißes Wasser zu tauchen oder wohl gar mit entblößten Füßen über glühende Pflugschare zu schreiten. Wenn ein Priester das heilige Abendmahl als Reinigungsprobe empfangen sollte, so mußte er den ganzen Meßkanon laut hersagen, ohne Zweifel, um den Richtern und den Anwesenden den Beweis zu liefern, daß er die heilige Handlung wirklich nach Vorschrift vorgenommen habe. Die ausgezeichnetsten Männer, Päpste und Kaiser, Bischöfe und Priester haben sich zuweilen diesem Gottesurteile des heiligen Abendmahls zu unter-

werfen, Veranlassung gefunden. Viele Beispiele erzählt uns die Geschichte, die sich noch als Legende oder Sagen, zwar in veränderter Gestalt, an Kirchen und Klöstern, bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Zu diesem Ordale wurde auch durch gemeinschaftliche Ceremonien verwandt, die feierliche Ablegung des Eides gerechnet, womit sich der Angeschuldigte von seinem Verbrechen reinigen mußte, der noch lange im gerichtlichen Verfahren angewandt wurde. Der Gebrauch dieses Beweismittels scheint sehr alt zu sein, und viele Beispiele begegnen uns schon früher in Geschichtswerken.

Das Gericht des Kreuzes.

Das Gottesgericht des Kreuzes bestand darin, daß während einer eigens dazu angeordneten feierlichen Messe, die Angeschuldigten eine festgesetzte Zeitlang an einem Kreuze mit ausgestreckten Armen, gewöhnlich bis zum Ausgange der Messe, stehen bleiben mußten; wer dann vor dem Ablaufe der festgesetzten Frist seine Arme sinken ließ, war der Besiegte oder Schuldige. Vielfach wurde der Eid, welcher bei dem Kreuze stehend, abgelegt werden sollte, das Gericht beim Kreuze genannt; auch wurde zuweilen dem Eidesleistenden ein Kruzifix auf das Haupt gelegt. Gesetzlich finden wir die Kreuzprobe zuerst vorgeschrieben unter dem fränkischen Könige Pipin (752), wo durch

ein Kapitular bestimmt wurde, daß bei der Klage eines Weibes über die böswillige Entfernung ihres Ehegatten, beide zur Kreuzesprobe gehen sollen; dann auch in mehreren Kapitularien Karls des Großen, welcher sogar die Bestimmung traf, daß zur Lösung des Zweifels und Streites der Wille Gottes durch das Gericht des Kreuzes und nicht durch Kampf erforscht werden solle, wenn unter seinen Söhnen etwa über die Teilung der Länder Zwiespalt entstehen sollte. Diese Verordnung sowohl als die Beispiele der angewandten Kreuzprobe, welche die Geschichte in nicht geringer Menge aufführt, beweisen, daß dieses Gottesgericht in ziemlichem Ansehen gestanden.

Zwischen der Bürgerschaft und der Geistlichkeit von Verona war unter Kaiser Karls des Großen Regierung ein heftiger Streit entstanden, wegen des Wiederaufbaues der Stadtmauer, und es sollte die Kreuzprobe entscheiden, wem dieses zustehe. Zwei junge Kleriker, ohne Fehl und Makel, sollten, um die Streitfrage zu entscheiden, am Kreuze stehen. Vom Anfang der Messe bis zur Mitte der Passion nach Matthäus hielten beide aus; bei der Mitte der Passion sank der eine Jüngling, der von Seiten der Bürgerschaft gestellt war, wie leblos zur Erde, während der andere bis zum Schlusse stehen blieb.

Das Gottesurteil des Bahrrechts.

Dieses Ordal, welches sich als gerichtliches Beweismittel am längsten erhalten hat, kam in Anwendung, wenn jemand im Verdachte war, einen Menschen getötet zu haben und man ihn

des Mordes nicht überführen konnte. Man legte nämlich den Leichnam des Getöteten an einen bestimmten Ort auf eine Bahre und ließ den Angeklagten zu ihm herantreten; dieser mußte nun die Wunde oder sonst einen Teil der Leiche mit der Hand berühren und laut seine Unschuld beteuern. Alle Augen der Umstehenden waren dabei auf das Gesicht des angeblichen Mörders und auf den entseelten Körper gerichtet, um zu sehen, ob keine Veränderung an demselben sichtbar werden würde. Die Zeichen, an denen man den Thäter oder Mitschuldigen erkennen wollte, waren: Änderung der Farbe des Leichnams, Zittern oder Bluten der Wunde ꝛc. Auch geschah es zuweilen, daß der Leiche Schaum vor den Mund trat oder sich gar ein Glied zu bewegen schien, und dann wehe dem vielleicht Unschuldigen! Regte sich aber der Tode nicht, wie das denn meistens der Fall war, so wurde der Angeschuldigte freigesprochen. Als gerichtliches Reinigungs- oder Beweismittel scheint dieses Ordal erst im 16. Jahrhundert eingeführt worden zu sein, wo wir es in mehreren Landesgesetzen vorgeschrieben finden. Der Glaube an diese Ordalprobe ging oft so weit, daß man daran sogar den Grad der Schuld und Beteiligung ermessen zu können wähnte. Noch bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts legte man Gewicht auf dieses Gottesurteil, deren wunderbare Erscheinungen selbst damalige Gelehrte sich nicht erklären konnten, die aber durch Galvano, dem Erfinder der Galvanoplastik, in unserer Zeit

völlig erklärt worden sind. Traditionell lebt dieser Ordalglaube noch unter dem Volke fort, und die bisheran noch übliche Sitte des Gerichts, daß der des Mordes Verdächtige zur Leichenschau geführt wird, mag wohl noch an diesen früheren Gebrauch teilweise erinnern.

Das Gottesurteil durch das Los.

Durch das Los in zweifelhaften Fällen oder streitigen Sachen eine Entscheidung herbeizuführen, war schon unter den ältesten Völkern üblich. Im friesischen Gesetze war das Los als Ordal für den Fall vorgeschrieben, wo ein Mensch im Tumulte getötet und der Thäter nicht bekannt geworden war. Es sollten alsdann in der Kirche über den der That Verdächtigen die Lose geworfen werden, und zwar in folgender Weise: Von einem Baumreise wurden zwei Stäbchen geschnitten und eins mit dem Kreuze bezeichnet; beide wurden sodann mit weißer Wolle umwickelt auf den Altar oder auf Reliquien hingelegt. Nach einem feierlichen Gebet hob der Priester oder auch ein unschuldiges Kind eins der Stäbchen auf; war es das mit dem Kreuze bezeichnete, so war der Beschuldigte unschuldig; im andern Falle schuldig. In den Verordnungen der fränkischen Könige war das Los als Ordal besonders bei Diebstählen vorgeschrieben, und nach dem ripuarischen Gesetze mußte jeder Deutsche, der keine Eidhelfer haben konnte, sich gewöhnlich durch das Ordal des Loses von seiner Anklage reinigen. Auch wurde, um einen

Streit oder Zweifel zu lösen, eine Bibel, ein Evangelien- oder Meßbuch aufgeschlagen und der erste in die Augen fallende Spruch als Orakel betrachtet. Das Gottesgericht des Loses war das älteste von allen; wir begegnen ihm schon im alten Testamente, aus dem es in das neue überging und sich bis Anfang des Mittelalters geltend machte.

Die Ladung vor Gottes Richterstuhl.

Das Ordal bestand darin, daß der Angeklagte oder auch der Verurteilte den Ankläger oder Richter auf feierliche Weise vor Gottes Richterstuhl beschied, damit dieser an demselben die angebliche Ungerechtigkeit strafen und rächen möge. Es war gleichsam eine Appellation vom irdischen Richter, bei dem keine Gnade oder Rettung mehr zu hoffen war, an den ewigen Richter. Es kommen in der Geschichte des Mittelalters bei den Chronisten mehrere Beispiele dieses Urteils vor, unter denen das merkwürdigste im Leben Ferdinands IV., Königs von Kastilien, uns begegnet, welcher eben deshalb von der Geschichte den Beinamen „der Geladene" erhalten hat. Die Ladung vor Gottes Richterstuhl hat als Ordal in der äußern Gestaltung, in Hinsicht der feierlichen Anrufung Gottes, viele Ähnlichkeit mit der noch bis auf uns gekommenen Eidesleistung. Nur unterschied es sich von demselben dadurch, daß der Angeschuldigte auch Verwünschungen und Flüche nach dem himmlischen Tribunal sendete, die dasselbe bei dem unerbitter-

lichen irdischen Richter augenblicklich in Erfüllung gehen lassen sollte. Meistenteils bat der Verurteilte, daß der allmächtige Gott eine schmähliche Todesstrafe über den angeblich ungerechten, irdischen Richter verhängen möge, und viele Beispiele zeigen uns, daß die Wünsche nicht selten wirklich in Erfüllung gegangen und eine Abberufung aus diesem Leben in der bestimmten Frist erfolgte.

Das Gottesgericht der Wage.

Dieses Ordal war nur bei Anklagen über Zauberei und Hexenprozessen gebräuchlich und späteren Ursprungs als alle anderen Gottesurteile. Der der Zauberei Angeklagte ward nämlich auf eine Wage gebracht, und wenn er ein gewisses Gewicht nicht erreichte, für schuldig gehalten. Seitdem die Gerichte die Ausforschung und Bestrafung der vorgeblichen Hexen im 16., 17., ja auch noch im 18. Jahrhundert in ihren Wirkungskreis zogen, liefert uns die Geschichte eine Menge von Beispielen, welche eine Anwendung dieser Hexenproben nachweisen. Von Fürsten und Bischöfen, Gelehrten und Beamten aller Art ver-teidigt und angewandt, bei welchem der Aberglaube und die Grausamkeit mehr Opfer forderte, als bei allen übrigen Ordalien. War es auch eine Zeit, in welcher die materielle Gewalt so leicht obsiegen und den Knäuel der Verwickelung und des Zwistes so leicht mit dem Schwerte zerschneiden konnte, so erscheinen uns dennoch diese harten und unserer

jetzigen Denkungs- und Gefühlsweise widerstrebenden Formen und Gebräuche unerklärlich, und lassen uns einen großen Raum zum Denken übrig. Eine sonderbare Erscheinung ist es aber, daß, während bei den andern Gottesgerichten der Glaube an die Einwirkung Gottes vorherrschend war, bei diesem Ordale nur der Teufel die Rolle des obersten Richters übernahm und in der Domänenlehre ein System sich entwickelte, welches an den Dualismus der Manichäer grenzte. Bei dem traurigen Hexenprozesse wurde dem Fürsten der Finsternis ein Einfluß auf die Handlungen und Schicksale der Menschen beigemessen, welcher fast parallel läuft mit den Gnadenwirkungen Gottes.

Nur der Umstand, daß die höheren Stände, Anhänger und Verteidiger dieses Aberglaubens, teils aus Nebenabsichten, z. B. Rachbegierde und Habsucht, teils aus Einfalt und Überzeugung waren, macht es erklärbar, wie derselbe so tief eindringen und so lange und schrecklich fortwüten konnte; man sieht sich zu einem schauderhaften Erstaunen hingerissen, wenn man bemerkt, wie der gesunde Menschenverstand auf eine solche Art sich verleugnen, und wie man mit völliger Resignation auf denselben verführt werden konnte, ein phantastisches Gebilde des empörendsten Unsinns mit einer solchen Ernsthaftigkeit und Konsequenz zu behandeln. Dem urteilenden Richter dienten folgende gewöhnliche Anzeigen zur Richtschnur seines barbarischen Verfahrens und seiner entsetzlichen Urteile:

1. Das Bekenntnis einer überwiesenen oder geständigen Hexe, eine andere auf dem Blocksberge in der Tanzgesellschaft gesehen zu haben.
2. Die Verwandlung in eine Katze, einen Währwolf oder anderes Ungetüm.
3. Das Betragen einer Angeschuldigten in der Tortur, wenn sie z. B. keine Thränen weint und die Marter nicht zu empfinden scheint, oder in einen tiefen Schlaf verfällt.
4. Wenn sie niemand mit offener freier Stirn anzusehen vermag.
5. Wenn an ihrem Körper sich gewisse Male befinden, die ohne Empfindung sind.
6. Wenn ein fliegender Drache sich in der Nacht in einen Schornstein niederläßt, u. s. w.

Zum Beweise, wie weit der Unsinn der damaligen Rechtsgelehrten ging, möge folgendes Beispiel dienen:

Es war im Jahr 1627 den 6. Januar, als zur Mitternachtsstunde die Schergen der blutigen Inquisition an dem Dekanatgebäude von St. Andreas zu Köln Halt machten und anpochten. Nachdem sie den Bewohner dieses Hauses, Hartger Henot, Dechant der genannten Kirche und würdiger Domherr, aus dem Schlafe gerüttelt hatten, wurde er nach dem Gefängnisse geschleppt und daselbst in Verwahr gebracht. Darauf verfügten sich noch in derselben Nacht diese Häscher in die Nähe von St. Gereon „zum Spießerhofe" um der Schwester dieses hochangesehenen Prälaten, welche in dem Hofe, der dieser Familie gehörte, wohnte, ein gleiches Schicksal zu bereiten.

Die nächste Veranlassung zu ihrer Verhaftung war ein Geständnis, welches einem unglücklichen Opfer tags vorher auf der Folter war erpreßt worden. Nachdem ein Zeugenverhör angestellt worden war, teilte ihnen der Stadtgraf an der Spitze der Schöffen mit, daß sie von einer verbrannten Hexe, vor ihrer Exekution als

Mitschuldige genannt worden. Beide wurden beschuldigt, in der Spießergasse, wie auch im Kloster St. Clara in Köln, auf dem Hexentanze gewesen zu sein, auf Ersuchen des Satans in diesem Kloster ein Kruzifix so lange, bis es blutete, geschlagen zu haben, einen Predigermönch des Dominikanerklosters beinahe zu Tode gezaubert, einem Priester unkeusche Begierden eingeflößt und Geschwüre an den Hintern gezaubert zu haben. Nach einigen Verhören, in welchen ihnen die gewöhnlichen stereotypen Inquisitionsfragen vorgelesen wurden, entließ man den Hartger aus Mangel an Beweisen, vielleicht aber mehr aus Fürsprache von einigen vielvermögenden Personen; dagegen wurde die unglückliche Schwester Katharina, die alle an sie gerichteten Fragen in Abrede gestellt hatte, sofort zur Folterkammer geführt, wo ihr der Scharfrichter die peinlichen Werkzeuge vorzeigte. Beim Anblicke dieser Marterwerkzeuge sank sie mit lautem Schreien zusammen und beteuerte ihre Unschuld, worauf der Henker mit seinen Knechten sie ergriff und torquierte. Jedoch, obwohl alle Grade der Tortur aufs schärfste angewandt wurden, so beharrte sie bei der Erklärung ihrer Schuldlosigkeit. Hierauf wurde die Beschuldigte in das Gefängnis an St. Kunibert, auch Hexenturm genannt, zurückgetragen. Der in Freiheit gesetzte Domherr Hartger, von der Unschuld seiner Schwester überzeugt, wandte alle erdenklichen Mittel an, sie vom Tode zu retten, aber alle blieben ohne Erfolg. Am andern Morgen wurde sie wieder nach der Folter gebracht. Sowohl in dieser als in ihrer dritten und letzten Tortur verneinte sie alle an sie gestellten Fragen und beteuerte hoch und heilig ihre Unschuld. Selbst in den größten Folterqualen wies sie die von dem Inquisitor an sie gestellte Zumutung: Gott abgeschworen und dem Teufel zugesagt zu haben, mit großer Resignation zurück, und wollte mit diesem Fürsten der Hölle weder Unzucht getrieben noch gebuhlt haben. — Dem Protokoll über diese Aussage folgte bald ein Urteil dahin lautend: daß Katharina Henot, als eine vom Schöffenkollegium überführte Hexe vom

Leben zum Tode gebracht werden solle. Diese blutige Sentenz wurde mit den Worten: „dem Gesetze freien Lauf zu lassen," bestätigt und die Unglückliche am 19. Mai 1627 zu Melaten als Hexe verbrannt. Unmittelbar vor dem Feuertode wollte sie ein Bekenntnis ihrer Unschuld abgeben, um dies der Nachwelt in einer Urkunde zu erhalten, was ihr jedoch verweigert wurde. Katharina hatte an ihrem Todestage aus dem Gefängnis die Beteuerung ihrer Schuldlosigkeit in einem noch vorhandenen Briefe an den Erzbischof niedergelegt. Dieser Brief war mit ihrer linken Hand geschrieben, weil sie ihrer Rechten infolge der Folter nicht mehr mächtig war, und konnte deshalb nicht als ihre Handschrift gelten. Um dessen Inhalt bestätigt zu erhalten, hatte Hartger einen Notar ersucht, sich in ihr Gefängnis zu begeben und dort sich den Inhalt bestätigen zu lassen. Demselben wurde jedoch der Eintritt verweigert, und sogar vom Schöffengericht bedeutet, wenn er die Pforte des Gefängnisses nicht verlasse, so wolle man ihn mit geeigneten Mittel dazu zwingen. Der Notar jedoch, um seine Pflicht zu erfüllen, begab sich auf die Breite-Straße an das Kreuz, welches daselbst in früherer Zeit vor dem Hospital stand, und vor welchem der Zug mit der Delinquentin, altem Gebrauche nach, halten mußte. Als dieselbe hier ankam, hielt der Notar ihr das Schreiben hin, fragte sie, wie ihm aufgetragen und erhielt die Antwort, daß sie den Brief geschrieben und ihn seinem ganzen Inhalte nach auf Leben und Tod als wahr bestätige.

Auch Hartger verschwindet von jetzt an von der Lebensbühne; er legte alle seine Würden nieder und starb zehn Jahre später 1637, den 4. Dezember, allgemein beklagt.

Die Aufhebung der heimlichen Gerichte.

„Die Sterne lügen nicht, das aber ist
Geschehen wider Sternenlauf und Schicksal.“

Schon längst hatte die Bürgerglocke der Stadt Köln zur Ruhe gemahnt und das Horn des Turmwarts vom Rathausturme herab die elfte Stunde verkündet, als aus einem niederen Häuschen der Cäcilienstraße noch heller Lampenschein, durch die Ritzen der Blende, auf die seit einigen Stunden schon verödete Straße fiel. Frau Martha, eine Wehemutter, saß hier, fleißig die Spindel handhabend und harrend, ob vielleicht noch irgend eine Wöchnerin ihres Beistandes bedürfe. Wilder Herbstwind strich kalt durch die Straße und rüttelte an den morschen Giebeln und Dächern, ließ Dachfenster und Thüren in den Angeln rasseln, warf prasselnd Schiefer und Steine auf die Straße, so daß Frau Martha zuweilen erschrocken von ihrem Sitze auffuhr und sich erst recht der wohligen Wohnlichkeit ihres Stübchens freute, je ärger der Herbststurm draußen tobte. Nochmals hatte sie die Lampe geputzt, die neben ihr stehende Sanduhr umgedreht, da sie bald Mitternacht zeigte, und wollte sich eben zum Schlafengehen anschicken, als sie plötzlich aufhorchte, denn von fern her hörte man das Rollen eines Wagens. „Was mag das zu bedeuten haben?“ sprach sie für sich hin, als der Wagen näher kam, und nicht wollte sie ihrem Ohre trauen, da sie hörte, wie er vor ihrer Thür hielt. Es wurde angepocht. Anfänglich war sie unschlüssig,

ob sie öffnen sollte; wie konnte sie aber wissen, ob nicht jemand ihrer Hilfe bedürfe, und so öffnete sie die Thür. Zwei Männer, mit tief ins Gesicht gezogenen Nebelkappen, traten ein und sogleich hub der eine an: „Gut, daß wir Euch treffen, Frau Martha. Ihr könnt ein schönes Stück Geld verdienen, wenn ihr uns folgen wollt. Es bedarf eine Person Eures Beistandes, doch müßt Ihr mit verbundenen Augen mit uns fahren und uns versprechen zu schweigen über das, was Ihr sehen werdet. Dann bekommt Ihr fünfzig Goldgulden."

Ähnliche Fälle waren gerade keine Seltenheit, und so hatte sich Martha bald entschlossen und das Versprechen geleistet. Sie gab vor, ihren Mantel und einige Arzneimittel holen zu müssen, und füllte sich beide Taschen mit Erbsen, um auf diese Weise eine Spur zu haben, wohin sie von den Männern geführt wurde. Nachdem ihr die Augen verbunden, stiegen sie ein, und bald rollte der Wagen fort. Da sie beide Schlagfenster verschlossen fand, schützte sie vor, daß ihr das Fahren Unwohlsein verursache und sie sich so beklommeu im Wagen fühle. Ein Schlag wurde geöffnet, und unvermerkt streute sie nun ihre Erbsen auf die Straßen, durch welche der Wagen fuhr. Durch mehrere Querstraßen, wie sie an den Biegungen des Wagens merkte, waren sie schon gefahren, als der Wagen unter ein Thorgewölbe rollte und hielt. Man hieß sie aussteigen und nochmal ihr Versprechen wiederholen. Nachdem man ihr die

Binde von den Augen genommen, führte man sie eine Wendelstiege hinan, und bald befand sie sich in einem geräumigen Gemach, dessen ganze Ausstattung auf eine vornehme Familie schließen ließ, denn schwere Goldledertapeten schillerten von den Wänden, silberne und goldene Schaustücke standen auf dem Kaminsims, und in silbernen Leuchtern brannten Wachsfackeln. Wiewohl sie in den meisten vornehmen Häusern der Stadt bekannt war, so suchte Frau Martha doch umsonst nach irgend einem Zeichen, das ihr einige Aufklärung geben könnte, wo sie sich eigentlich befand.

Kaum hatte sie Zeit genug gehabt, sich in dem Zimmer umzuschauen, als ein stattlich gekleideter, alter Mann eintrat, dessen Gesicht mit einer Larve bedeckt war, so daß sie seiner Züge nicht ansichtig werden konnte. Er stellte ihr nochmals vor, ob sie das gegebene Versprechen des Schweigens halten und sich den Lohn verdienen wolle, da sie noch zurücktreten könne. War es Frau Martha auch nicht ganz ruhig zu Mute, so siegte doch das Pflichtgefühl ihres Berufes und die Aussicht des reichen Lohnes über alle Bedenklichkeiten. Sie wiederholte ihr Versprechen und empfing die fünfzig Goldgulden aus den Händen des alten Herrn. Er öffnete dann eine Seitenthür, hieß sie eintreten und sogleich schloß sich die Thür hinter ihr.

Frau Martha sah sich in einem reichen Schlafgemach. Von der Decke hing eine Doppelampel, welche ihren Schein auf ein hohes Thronbett warf,

in welchem eine schöne Frau ihres Beistandes harrte. Martha sprach kein Wort, auch die Wöchnerin nicht. Frau Martha hatte, als sie sich ein wenig näher in dem Gemache umgesehen, unter dem Bette einen schwarzausgeschlagenen Sarg mit silbernen Schilden gewahrt, wie dieselben damals bei den edlen Familien Sitte waren. Unheimlich ward es ihr ums Herz. Sollte die Unglückliche vielleicht zum Opfer bestimmt sein? Die fürchterlichsten Gedanken bewegten sie. Glücklich genas die Unbekannte eines Knäbleins, und kaum hatte dieses ein Lebenszeichen von sich gegeben, als Frau Martha von dem alten Herrn aus dem Schlafgemach geführt ward. Sie trat in das Vorzimmer, in welchem sie zuerst gewesen, und sah hier bei dem Alten noch einen, tief in einen Mantel gehüllten Mann. Die beiden Männer, welche sie in ihrer Wohnung abgeholt, nahmen sie an der Thür in Empfang, führten sie die Stiege hinunter, verbanden ihr sogleich die Augen und hoben sie wieder in den Wagen, der eben so rasch fortrollte, als er mit ihr gekommmen, und sie nach kurzer Frist an ihrer Wohnung absetzte.

Frau Martha konnte dies nächtliche Geheimnis ihrem Manne nicht vorenthalten. Sie erzählte ihm alles und teilte ihm ihre Vermutungen mit. Sie beschlossen, den Spuren der Erbsen zu folgen, um auf diesem Wege das Geheimnis zu entschleiern. Noch vor Tagesgrauen, machten sie sich mit einer Laterne auf den Weg, und bald trafen sie die Spur der Erbsen. Leicht war es

ihnen, dieser zu folgen, und so gelangten sie nach der Glockengasse, wo sie die Spuren der Erbsen vor dem Edelsitze einer der reichsten und vornehmsten Patrizierfamilien der Stadt verloren.

Das Haus war gefunden, doch hatten sie noch keine Gewißheit, ob das Gräßliche, was Frau Martha vermutete, wirklich geschehen. Wie sollten sie es erfahren? „Wenn es wäre, wie ich vermute," sprach sie zu ihrem Mann, „so hat man auch gewiß alles aufgeboten, jede Spur des Verbrechens zu tilgen und die Leiche bereits beigesetzt. Komm zur Kirche. Der Opfermann muß davon wissen; ihn wollen wir fragen." — „Und wenn dies auch der Fall wäre," entgegnete der Mann, „wird er es auch sagen?" Gefaßt erwiderte sie, ihren Mann nach der nahegelegenen St. Kolumbia-Kirche fortziehend: „Wenn er der Bitte, den Geschenken kein Gehör giebt, so wird Drohung ihm die Zunge schon lösen." Sie kamen zur Kirche, und hatte es auch nicht zur ersten Messe geläutet, so fanden sie die Thür doch angelehnt, und außer der ewigen Lampe brannten in der Kirche zerstreut einzelne Lichter. Hinter dem Hochaltare wurden sie Bewegung gewahr; ohne Verzug schritt Frau Martha darauf zu und sah den Sakristan eben mit einem Gehilfen beschäftigt, ein Grabgewölbe zu verschließen.

„Ihr seid schon früh an der Arbeit, Küster," redete Frau Martha den Sakristan an, der stutzend die Brechstange aus der Hand fallen ließ, mit welcher er den Deckstein beigeschoben hatte. „Ihr

müßt viele Sterbefälle in der Pfarre haben," fuhr Frau Martha fort, „weil Ihr so frühe Leichen senkt, und das so ohne alle Ceremonie." „Wer sagt Euch, daß wir eine Leiche senkten," stotterte der Küster, seiner Verlegenheit gar nicht mehr Meister. „Warum leugnen, was mir bekannt. Ich will die Leiche sehen und das auf der Stelle," sprach Frau Martha, „sonst möchte das Gericht Euch durch die Daumschrauben und den Stöcker wohl zum Bekenntnis zwingen. Wollt Ihr mein Begehr nicht willfahren, so gehe ich sofort zum Grafen. Es wird ihm eben nicht genehm sein, wenn ich ihn aus dem Schlafe aufstöre; aber sicher wird er mir Gehör nicht versagen, das könnt Ihr versichert sein."

„Und wenn wir eine Leiche senkten, was kann das Euch kümmern," sprach der Küster. „An böser Seuche verschied der Eingesenkte, wie man mir sagte, und darum brachte man ihn so früh unter die Erde, weil man Ansteckung fürchtete." „Die fürchte ich nicht," sprach Frau Martha, „schiebt den Stein fort, mein Mann wird Euch helfen, an einem guten Trinkgeld soll's nicht fehlen; ich will die Leiche sehen. Nun sputet Euch." Der Küster wollte noch einige Einreden machen, Frau Martha drang aber mit solcher Entschlossenheit in ihn, daß er zuletzt nachgab und mit Hilfe des Mannes den Stein wieder fortschob. Frau Martha nahm die Leuchte, hieß ihren Mann und den Küster folgen und stieg die Treppe des Grabgewölbes hinunter. Kalter Moder=

duft wehte ihnen entgegen, schauerlich war es in der Wohnung des Todes, und selbst die beherzte Frau fühlte ihr Herz rascher und lauter schlagen. Ungewissen Schein warf die Laterne in der weiten Grabeshalle, mit einem Schrei des Entsetzens bebte Frau Martha aber zurück, als sie an den schwarzausgeschlagenen Sarg stieß, den sie im Zimmer der Wöchnerin gesehen. „Ist das die Leiche, die man gesenkt?“ fragte sie, und schauerlich hallte die Antwort des Sakristans „ja sie ist es,“ im Gewölbe wieder. „Öffnet den Deckel,“ befahl Frau Martha nach einem Augenblicke. Der Sakristan zögerte, sie legte aber mit ihrem Manne Hand an, die Schrauben wichen, und der Deckel glitt zur Seite.

„Jesus! Maria! Joseph!“ rief Frau Martha, entsetzt zurückwankend, als sie mit der Laterne den Sarg näher beleuchtete. Die Person mit der schwarzen Sammetlarve, der sie in ihren Nöten beigestanden, lag in dem Sarge; das Haupt war vom Rumpfe getrennt gewesen und wieder aufgesetzt, noch rieselte das Blut über das weiße Totenhemd; an der Brust lag erwürgt das Knäblein, dessen sie vor wenigen Stunden genesen. Ein furchtbarer Anblick! Wie von Gespenstern verfolgt flohen alle die Treppen hinan, und oben sank Martha ohnmächtig auf den Rand der Totengruft nieder.

Auf Anklage der Wehemutter schritt das Gericht zur Untersuchung, und was Frau Martha geahnt, war gräßliche Wahrheit. Das unglück-

liche Mädchen war das Opfer eines falschen Ehrbegriffs geworden. Ihr Vater selbst hatte sie und das unglückliche Knäblein dem Tode hingegeben. Geächtet ward sie von den blutigen Richtern des heimlichen Gerichtes. Den Kindesmörder traf die gerechte Strafe; seine Familie wurde der Stadt verwiesen, und ihre Güter fielen der Stadt anheim. Seit diesem Vorfall wurden aber die heimlichen Gerichte in Köln aufgehoben, und die Bürgerschaft hielt ein wachsames Auge darauf, daß die Diener der Vehme keine Gewalt mehr übten in den Ringmauern der Stadt.

Richmuth von der Aducht.

Die alte Stadt von Köllen ist aller Welt bekannt,
Sie wird an vielen Stellen die heilige genannt.
Das Blut im Glaubensstreite hier manchem Held entrann,
Bis er nach seinem Leide die Marterkron' gewann.

In grauen Zeiten lebte ein Mann da schlecht und recht,
Hochhin ins Alter strebte sein adelig Geschlecht.
Sein Haus und Türmlein lagen am Neumarkt, wohlbekannt,
Wo hoch die Zinnen ragen, Apostelnstift genannt.

Vom Stamm der Aducht führte Herr Mengis Schild und Nam',
Sein Haus Richmodis zierte, die er zum Weibe nahm.
Sie lebten treu und friedlich mit Gott und mit der Stadt
Und schafften unermüdlich den Armen Rat und That.

Der beiden treuer Liebe kein Kindlein war geschenkt,
Drum sah man gram und trübe sie stets in Traur versenkt.
Wer soll in alten Tagen ihr Stab und Pfleger sein?
Sie sind in Leid und Klagen dann allzusehr allein.

Drob grämte sich der Ritter gar sehr in stillem Schmerz;
Es floß so schwer und bitter der Kummer in sein Herz!
Richmodis aber sandte nur Seufzer zu dem Herrn,
Und an Maria wandte sie sich so treu, so gern.

Da mocht's ihr einst bedünken, als ob der Jungfrau Bild
Ihr huldreich thäte winken, und wunderlieb und mild:
Als öffnet sie das Mündlein und ihre Augen zart,
Und würd vom fernen Stündlein ihr etwas offenbart.

Ein Totenköpflein reichet Maria ihr mit Huld,
Und Frau Richmodis schweiget und nimmt es in Geduld.
Doch aus dem Schädel heben drei Rosen sich hervor,
Aus deren Dufte schweben drei Englein sanft empor.

Richmodis sieht das Zeichen, doch dunkel ist der Sinn.
Die Kräfte ihr entweichen, sie sinkt aufs Lager hin.
Und stets in süßen Träumen drei Rosen vor ihr blühn,
Stets wie aus Himmelsräumen sieht sie drei Englein ziehn.

Allein ihr ist so bange, das Herz wird ihr so schwer,
Herr Mengis bleibt so lange, das kümmert sie so sehr.
Der saß im hohen Rate, sein Lieb das war so krank,
Und als er endlich nahte, sie mit dem Tode rang.

Der Ritter sich entsetzte, ihr Weh das Herz ihm brach,
Ihr Lager er benetzte mit Thränen Nacht und Tag.
Er konnte nicht erfragen der Trauten Schmerz und Not,
Und schon nach dreien Tagen, da war Frau Richmod tot.

Drob sank in Trauer und Leiden der tiefbetrübte Mann,
Wollt auch von hinnen scheiden, wollt mit der Lieben gan.
Er zierte sie mit Golde und reichem Edelstein,
Es sollte stets die Holde ihm noch verbunden sein.

Auch ließ als Pfand der Treue er ihr den goldnen Ring,
Den sie in heilger Weihe als Braut dereinst empfing.
Den nahm von ihm die Gute hinunter in das Grab.
Er sprach in trübem Mute: „Sänk ich auch bald hinab!“

Da lag in kühlem Grunde geziert so schön und reich
Zur mitternächtgen Stunde Frau Richmod starr und bleich,
Und stets ihr noch in Träumen drei schöne Röslein blühn,
Stets wie aus Himmelsräumen sieht sie drei Englein ziehn.

Doch sie den Röslein saget: „Ihr blühet nicht für mich!“
Doch sie den Englein klaget: „Ihr zieht nicht her für mich!
Denn seht, ich muß hier weilen in tiefer, dunkler Nacht
Bis sich die Wolken teilen und neu der Morgen tagt.

„Schwebt auf, ihr süßen Düfte, zu Gottes Mutter hin!
Schwebt auf in hohe Lüfte, ihr schönen Seraphin!
Maria, keine Rose, kein Englein sende mir,
Mir wird wohl nur zum Lose ein Totenköpflein hier.“ —

Und als sie so noch denket, vom Schlummer sie erwacht
Und fühlt sich nun versenket in tiefe Grabesnacht:
„Maria, wird gerochen mein Kleinmut allsosehr,“
Sprach sie, „so nimm“ — ein Pochen hört sie rings um sich her,

Das Grab, der Sarg sich lüften — „so nimm doch nun mich auf!“
Sprachs; von den Totengrüften eilt was in schnellem Lauf.

Der Totengräber fliehet und läßt den reichen Schatz,
Um den er sich bemühet, angstvoll an seinem Platz;

Verläßt auch die Laterne zusamt und sein Gerät
In großer Furcht schon gerne, wie es da liegt und steht.
Frau Richmod sich erhebet, sieht nach dem Grab sich um,
Hört fern den Mann noch, bebet und dankt Gott still
und stumm.

Und mit dem Lämpchen schleichet sie von dem Kirchhof fort,
In Graus und Frost erreichet sie ihres Hauses Pfort.
Sie pocht so wie Gespenster mit matten Händen an,
Bis endlich wird ein Fenster behutsam aufgethan.

Der Ritter war's. Der fragte: „Wer stört hier meine Ruh
In finstrer Nacht?" und machte das Fenster wieder zu.
Allein Richmodis pochte von neuem mehr und mehr.
Die kalte Nachtluft mochte sie drücken allzusehr.

Der Ritter kehret wieder: „Könnt Ihr in Nacht und
Graus,
Mein Ehherr und Gebieter, mich schließen vor das Haus?
O traget doch Erbarmen, viellieber Hauswirt mein!
Gönnt der erstandnen Armen Eu'r kleinstes Kämmerlein."

So sagt die Frau. Der Ritter erschrickt ob dieser Mär,
Und spricht durchs Fenstergitter! „Mein Lieb kehrt nim-
mermehr!
Ist's gleich auch ihre Stimme, ist's doch nur ein Gesicht!"
Zu wehren Gottes Grimme er De profundis spricht.

Allein Richmodis weinet, hüllt sich ins Todeskleid,
Fleht, daß ihr nun erscheinet der Herr in ihrem Leid.
„So mögen denn zum Zeichen erst meine Rosse nun
Hinauf zum Boden steigen statt in dem Stall zu ruhn!"

Sagt er. Und Gottes Güte viel Wunderding vermag,
Zu frein ein fromm Gemüte aus schwerer Pein und Klag:

Herr Mengis hört die Gäule, wie sie mit schwerem Gang
Zum Söller ziehn in Eile schon seiner Stub entlang.

Da greift ihn Furcht und Schauer, er rennt zu seinem
Weib;
Die stand an feuchte Mauer gelehnt den müden Leib.
Er weinte, fleht und faßte sie küssend in den Arm,
Trug schnell dann die Erblaßte zum Bette sanft und
warm.

Herr Mengis, seine Mägde und Diener hocherfreut,
Ein jeder ihrer pflegte in Lust und Herzlichkeit.
Da ward von allen Seiten viel Treu und Lieb geübt:
Gott kann zur Freude leiten, wen er zuvor betrübt.

Auch ward in wenig Tagen Frau Richmod ganz gesund,
Und nach so vielen Klagen ward jung die Hochzeitstund.
Oft schien noch die Geschichte der Frau und ihrem Mann,
Als hätt sie ein Gesichte getäuscht in Trug und Wahn.

Auch scholl zu jedem Ohre alsbald die Wundermär,
Und zu des Hauses Thore drängt bunt die Menge her.
Und traun! da sehn die Pferde vom Söller stumm und
starr
Hinunter auf die Erde, und sehn noch manches Jahr.

Richmodis aber spinnet still in dem Kämmerlein,
Und lacht nie mehr und sinnet, dem Herrn zu Dank zu
sein.
Sie weihet manche Gabe Maria und dem Kind,
Die selbst im tiefsten Grabe ihr hold gewesen sind.

Und wie drei Röslein schweben zu ihr drei Kindlein hin,
Die als drei Englein leben und für den Himmel blühn.
So ward am End erfüllet Richmodis heiß Begehr,
In ihrem Herzen quillet stets Gottes Lob und Ehr.

Sie wob ein schön Gebilde mit eigner zarter Hand,
Das sie dann fromm und milde zu ihrer Kirche sandt'.
Da war es lang zu sehen, es hing zur Fastenzeit
Im Chore von den Höhen in Pracht und Künstlichkeit.

Maria und die Jünger sah man am Kreuze stehn,
Wie sie zum starken Ringer fürs Heil der Menschheit flehn.
Am Kreuze liegt der Schädel, auf dem die Rosen blühn;
Und rechts und links hochedel die Rittersleute knien.

Und aus den Rosen heben drei Englein sich empor,
Die zu dem Heiland schweben im wundersüßen Chor.
So hat uns zum Gedächtnis Richmod das Tuch gestickt,
Und es dann zum Vermächtnis in jenes Stift geschickt.

Lang stöhnt' es auf dem Grabe, das nun das Paar vereint,
So schauerlich als habe das Leichentuch geweint.
Allein den frommen Beiden gab Gott auf seinem Thron
Nach ihren vielen Leiden der treuen Liebe Lohn.

Die Heinzelmännchen.

„So viel am Firmament der Sterne Zahl
Und noch viel mehr, viel tausendmal
Denk' ich an dich, herztausend Lieb,
Ob du so treu, wie ich dir blieb!"

So jubelte ein junger, schlanker Bursche unter den dichtbelaubten Baumhallen des Siebengebirges, und fröhlich, wie der Amsel Schlag, wirbelte seine Stimme durch die Thale und Gründe. Seinem ganzen Wesen und dem hellklingenden Tone seines Liedes merkte man es ab, daß die

größte Heiterkeit in seinem Gemüte wohnte; lustig schwang er seinen Reisestab um den Hut und hüpfte munter, wie ein Reh seine Straße entlang, denn sein Bündel war zu leicht, um ihm sehr beschwerlich zu fallen. Heinrich war ein ehrsamer Schneidergesell; in der heiligen freien Reichsstadt Köln geboren und erzogen, war er auf einer wohlbestallten Schneiderzunft daselbst als Lehrbursche eingeschrieben worden und hatte bei deren Altmeister die Lehre ehrlich bestanden. Die Kundschaft in der Tasche, war er zwar hinaus auf die Wanderschaft gegangen, sein Herz war aber in Köln zurückgeblieben, denn des Altmeisters Töchterlein Margaretha hatte es dem armen Heinrich angethan und ihm beim Scheiden auch gestanden, daß sie ihm so von ganzem Herzen gut sei. Mochten auch seine Mitgesellen auf der Herberge jubeln und froher Dinge sein und ihre Lieder noch so fröhlich klingen, als sie ihm das Geleit zum Abschied gaben, er konnte nicht fröhlich mit den Fröhlichen sein; und wie standhaft er auch bleiben wollte, die hellen Thränen stiegen ihm ins Auge, als es im Abschiedsgruße der Kameraden hieß: „Und scheiden und meiden, und das thut weh!“ Keiner fühlte ja des Scheidens Weh so tief inniglich, als eben Heinrich. Schon hatte er der Freunde Scheidegruß empfangen, schon hatten sie lautjubelnd die Hüte zum letzten Gruße geschwenkt, Heinrich schaute aber noch immer um nach der so teuren Stadt, so lange er noch eine ihrer Turmspitzen gewahren konnte, und

als auch diese am Horizonte verschwunden, mußte er seinen Thränen freien Lauf lassen. Gerade stand er unter einem Kreuze; andächtig nahm er den Hut ab und gelobte beim Bilde des gekreuzigten Heilandes ewige Treue seiner Margaretha.

Vier volle Jahre waren seit jenem Morgen verstrichen; die Kreuz, die Quer war Heinrich im römischen Reiche umhergewandert, und keine Hauptstadt eines der südlichen Kreise gab es, deren Herberge der Bruder Kölner nicht besucht hätte; aber treu war er immerdar seinem Gelöbnis geblieben, wie manch schönes Augenpaar ihn auch in der Fremde begrüßte, wie mancher Meister ihm auch sein Töchterlein samt Laden und Kundschaft schon angeboten, denn Heinrich war ein gar schmucker, fleißiger Bursche, und in allem, was das Handwerk bieten konnte, tüchtig bewandert. Seine Lieb im treuen Herzen war er allen Gefahren der Wanderschaft glücklich entronnen, frommer Zucht und Gottesfurcht in allen ziemenden Ehren treu geblieben. Margaretha war sein Schutzengel, der ihn auf allen Wegen vor jedem Ungemach behütete; so war er den Falschspielern und Riemenstechern entgangen, nie in Händel auf den Herbergen geraten und hatte von keiner Krankheit zu leiden gehabt. Allenthalben war der Bruder Kölner aber bei Meister und Gesellen beliebt; keiner war so munter, so liederreich, wie er, und keiner sang auch so gern; denn wenn er so aus voller Brust sein Leiblied anstimmen konnte:

„Sonnen- und Sternenschein
Mögen gar wonnig sein,
Aber viel süßres Licht
Aus Liebchens Auge bricht
Tief in das Herz hinein,
Wecket hier Lust und Pein!“

dann dachte er immer des fernen Lieb daheim und immerfort blieb Gretchens Bild ihm vor der Seele. Gesund an Leib und Seele kehrt' er jetzt heim, das Herz voller Sehnsucht und Hoffnung, aber auch voller Wonne, denn sicher war ihm Margaretha noch so gut, so treu zugethan, wie damals, als er ihr sein Lebewohl gesagt. Rüstig sputete er sich, um noch mit dem Abende die Stadt Köln zu begrüßen; von Frankfurt aus hatte er den Weg durchs Gebirge gewählt, um so eher seiner heißen Sehnsucht Ziel zu erreichen. Vor dem Tage war er vom letzten Nachtlager schon aufgebrochen, und willkommen war ihm daher eine Berghalde, die, von dichten Buchenkronen überschattet, ihm eine angenehme, schattige Rast bot. Er warf sein Ränzel ab und setzte sich daneben in das hochschwellende Gras. Freundlich äugelte des Himmels Bläue durch die säuselnden Blätter über ihm, in welchen Vögel aller Art ihr Kurzweil trieben, zwitscherten und sangen; Heinrichs Blick wurde aber gefesselt durch einen eigenen Auftritt. In dichtverschlungenem Brombeergestripp kämpften eine häßliche, gelbe Kröte mit einer grünen, niedlichen, goldschillernden Eidechse, die trotz ihrer Geschmeidigkeit dem Gegner nicht entgehen konnte, dergestalt hatte sie sich im Ge-

strippe verfangen. Anfangs gefiel das Spiel dem Jünglinge, da er aber sah, daß die Eidechse zuletzt unterliegen mußte, sprang er auf, und mit einem Schlage traf er die Kröte, daß sie platzte. Freundlich blickte ihn die Eidechse mit ihren klugen Äuglein an, als wenn sie ihm danken gewollt. „Schon gut, schon gut, Herr Vierfuß," sprach Heinrich, „steh wieder zu Dienst, habt nur zu befehlen! Überrascht rieb er sich aber die Augen, denn die Eidechse verwandelt sich in ein niedliches, kaum spannhohes Männlein, dessen Haupt eine demantschimmernde Krone schmückte, dessen Schultern ein grün goldschimmerndes Mäntlein umflatterte. Dankend nickte es ihm zu, und, wie es durch das Gestripp hin schlüpfte, glaubte Heinrich von ihm, wie die Stimme eines Heimchens zu hören:

„Und was dir im Leben begegnen auch kann,
Den Dank vergißt nimmer der Heinzelmann!"

Das niedliche Männlein war seinen Blicken hinter den Laubbüschen entschwunden; aber die Vögel in den Buchenkronen wiederholten in ihrem Gezwitscher des Heinzelmannes Sprüchlein.

Heinrich lachte über sich selbst, denn er glaubte, seine Einbildungskraft habe ihm einen Streich gespielt, und wohlgerastet setzte er seinen Weg fort. Der Eidechse Sprüchlein klang ihm aber noch immer in den Ohren, und es schien ihm, als wenn der Vögel Schlag, des Spechtes Hacken, das Murmeln der Bächlein, die über seinen Weg hüpften, alle die Worte wiederholt hätten; selbst

die Glöcklein, welche aus dem Kloster Heisterbach klangen, sangen sie in lieblicher Weise. Eichkätzchen, Rotkehlchen, Zeisige, Amseln, Hänflinge, Blutfinken und Buntspechte hüpften in den Zweigen und kamen ganz zutraulich bis zu den niedrigsten Ästen geflogen. Aus dem Laube auf dem Boden sah Heinrich schlaue Eidechsen ohne alle Scheu hervorgucken und ihm zunicken; auf den schwanken Halmen schaukelten sich die buntesten Wasserjungfern und Heuschrecken, und hin und her schwebten die glänzendsten Buntfalter; aus den Blumenglöcklein lugten schimmernde Goldkäfer; auf den Blütenkronen thronten Heimchen und Glühwürmchen, die selbst beim Tageslicht wie Demanten glänzten. Und wie nun alles um den Jüngling her sich regte und lebte, tönte ihm das Surren und Schwirren, das Summen und Flüstern, welches durch den Wald zog, wie die süßeste Musik, die je sein Ohr vernommen hatte. Die kleinen Käfer läuteten die Blumenglocken, und sie klangen in sonderbaren Melodieen, lieblicher wie Silberglöcklein; die Eidechsen paukten auf den bunten Pilzen herum, daß es wie Pauken und Zimbeln schallte; die Heimchen und Grillen sangen und rührten die Blumenblätter, daß sie schwirrten wie Lauten- und Harfenspiel; die Wasserjungfern und Heuschrecken entlockten Blumenkelchen die anmutigsten Töne oder sangen, leise mit den Flügeln schwirrend, in hellem Getön, zu welchem die größeren Käfer den Baß summten; und Heinrich verstand aus dem wundersamen Klingen,

daß es ein Danklied war, weil er den König der Heinzelmännchen von seinem ärgsten Feinde befreit habe.

Wußte sich Heinrich auch nicht zu deuten, was um ihn vorging, so nahm er's doch als eine gute Vorbedeutung, und bald wieder, in seinen Gedanken mit den Freuden des Wiedersehens beschäftigt, schritt er rüstig vorwärts und begrüßte auch die geliebte Vaterstadt, als eben die Sonne sich in vollster Mäjestät zwischen dem Chore und dem südlichen Turme des Domes senkte und den weiten Himmel mit ihrem glühenden Purpur säumte. Hoch schlug ihm das Herz, als ihn der Nachen über den Rhein trug, und ohne sich um die Seinigen, um Herberge noch um sonst etwas zu kümmern, eilte er nach dem Hause des Altmeisters. Ob ihn Margaretha, ob er sie auch wohl wiedererkannte? Ob sie ihm auch noch zugethan war in Treue? Ob ihm wohl ein freundlicher Empfang wurde? Diese und ähnliche Gedanken bestürmten ihn jetzt, je näher er dem heiß ersehnten Ziele kam.

An der Ecke der Straße, in welcher der Meister wohnte, stand ein Brunnen, an dem er als Lehrling oft Wasser geschöpft und später wohl zuweilen mit Margarethen ein halbes Stündlein verplaudert hatte, wenn sie dort Wasser holen sollte; hier fanden sich, wie gewöhnlich am Abende die Mädchen zum Wasserschöpfen versammelt, und wie versteinert blieb Heinrich stehen, denn Margaretha war unter ihnen, schöner als er sie verlassen hatte. Eben wollte er auf sie zuschreiten,

um ihr den Willkommgruß zu bieten, als sie sich umdrehte und ihn gewahrte; der Eimer entsank ihrer Hand; einen Schrei der Überraschung unterdrückend, stotterte sie: „Heinrich, bist — seid Ihr es?“ und sie ließ es geschehen, daß Heinrich ihre Hand ergriff und an seine Lippen drückte. Sich endlich von der ersten Verwirrung erholend, sprach Margaretha: „Herzlicher Willkomm in Köln, Heinrich, wie wird sich der Vater freuen!“ Der Jüngling erhielt auch die Sprache wieder, er erwiderte den Gruß und bot auch den Willkomm den übrigen Mädchen, die sich der Bemerkung nicht enthalten konnten, daß Altmeisters Heinrich sich gut zu seinem Vorteil verändert habe und ein rüstiger Bursche geworden sei, dem man wohl gut sein könne.

Seelenvergnügt schritt das Pärchen der Wohnung des Altmeisters zu, welcher die Tochter schon auf der Thür erwartete, um mit ihr wegen des langes Ausbleibens zu schmälen; kaum ward er aber des Jünglings ansichtig, als seine Stirne sich glättete. „Gott zum Gruße,“ rief er ihm entgegen, ihm herzlich die dargebotene Rechte schüttelnd, „hätte ich doch eher an meinen Tod gedacht, als an Dich, Heinrich. Nur herein! herein! Margaretha, einen frischen Trunk, rasch! rasch! vom besten Fäßchen und dann meinen Mantel, wir müssen zur Herberge.“

„Aber, Vater, noch diesen Abend,“ wandte die Tochter ein, „Heinrich ist sicher zu müde.“ — „Was müde, Schnickschnack. Das Handwerk

vor allem. Heinrich kennt Handwerksbrauch, er muß sich heute noch beim Altgesellen anmelden. Verstanden? Und wenn Heinrich will, so steht ihm mein Laden wider offen; an Arbeit soll's nicht fehlen."

Über und über rot wurde die Jungfrau bei diesen Worten des Vaters, der es aber nicht bemerkte, da sie sogleich das Zimmer verließ, um, wie es befohlen, einen Willkommbecher zu holen. Über Heinrichs Antlitz breitete die höchste Seelenfreude ihren milden Sonnenschein; heimlich segnete er seinen Eingang in Köln, denn er sah seine kühnsten Hoffnungen mehr als übertroffen.

Konnte es wohl ein größeres, reineres Glück geben, als das des treuen Paares, welches sich täglich die Versicherungen seiner Liebestreue wiederholen und auf die endliche Erfüllung des sehnlichsten seiner Wünsche hoffen durfte? Beide lebten nur ihrer Zukunft, die ihre Liebe ihnen so rosig ausmalte. Pläne über Pläne wurden gemacht und wieder verworfen; wollte Margaretha auch zuweilen kleinmütig werden, Heinrich bekräftigte ihre Hoffnung, denn ihr Vater war äußerst zufrieden mit ihm, vertraute ihm sogar die Leitung seines ganzen Geschäftes an, dem er auch mit aller Treue und dem redlichsten Fleiße vorstand, um sich mit des Meisters Zuneigung auch gerechte Ansprüche auf seine Erkenntlichkeit zu verdienen.

Die stille Glückseligkeit der Liebenden sollte aber nicht lange ungetrübt bleiben. Der Alt-

meister, der schon das Amt eines Vier- und Vierzigers der ehrsamen Schneiderzunft bekleidete, wurde beim Absterben des Bannerherrn derselben einstimmig zu dieser Würde erhoben. Mit der neuen Würde schien sich des Altmeisters Charakter ganz umgestaltet zu haben. Es trat Stolz und Hoffart an die Stelle der früheren Leutseligkeit und Herzlichkeit, was unserm Paare nicht wenige Seufzer entlockte. Zu seiner größten Angst bemerkte Heinrich, wie ein Prokurator, der schon längst über die Maitage des Lebens hinaus, dem sein Sommer aber reiche goldene Früchte getragen hatte, sich sehr häufig bei dem Meister zum Besuche einstellte und sich immer viel um Margarethen zu schaffen machte. Was der Jüngling im leicht gereizten Argwohne der Liebe nur geahnt, wurde leider zu bald arge Wirklichkeit; denn als er eines Abends nach dem Feierabende die Geliebte in dem Gärtlein des Hauses überraschte, bemerkte er, daß sie bitter geweint und sich noch alle Gewalt anthat, die Thränen zurückzuhalten.

Als ihr Heinrich fragend in das blaue Auge sah, das in Thränen schwamm, und, das Schlimmste ahnend, sie zu fragen bangte, konnte Gretchen sich nicht mehr halten, sie warf sich an seine Brust und brach in lautes Schluchzen aus. Heinrich wagte nicht zu fragen, er fürchtete aus ihrem Munde Gewißheit des Unglücks, das ihrer Liebe drohte, zu erlangen. Als sich die Jungfrau in etwa gefaßt hatte, erzählte sie dem Ge-

liebten, wie der Prokurator sie lange mit seinen Liebesanträgen verfolgt habe, worüber sie aber stets gescherzt, den eitlen, alten Gecken verlachend, bis ihr heute der Vater erklärt habe, daß sie heiraten müsse, und zwar den Prokurator, der um ihre Hand in aller Form angehalten, ihr ein bedeutendes Witum zusichere, und dem er auch das Jawort gegeben, da sie keine bessere und anständigere Partie zu machen imstande sei.

„Und Deine Antwort?“ fragte Heinrich gespannt. — „Kannst Du noch fragen?“ sprach die Jungfrau im Tone des liebenden Vorwurfs, „mein Entschluß ist gefaßt. Du kennst den Vater, er duldet keinen Widerspruch. Wir wollen das Beste hoffen.“ — „Ich schlage dem Federhelden, dem Hans Spindelbein den Schädel ein,“ fuhr Heinrich auf. — „Und stürzest uns beide ins Verderben,“ unterbrach ihn Margaretha. Heinrich ließ sich leicht beschwichtigen, und was sie sich so viel hundertmal schon gesagt, daß sie sich ewig treu bleiben wollten, wiederholten sie sich unter den feierlichsten Schwüren. Immer näher rückte aber die Entscheidung, denn der Bannerherr hatte beschlossen, schon in drei Wochen die Hochzeit seiner einzigen Tochter zu feiern. Margarethe weinte viel im stillen, schien im äußern aber ruhig und gefaßt, um des Vaters Unmut nicht zu reizen und des Geliebten Kummer nicht zu vergrößern; denn wie sie ihren Vater kannte, war nicht daran zu denken, daß er seinen Entschluß änderte.

Als beim Wochenschluß Heinrich seinen Lohn empfing, und der Meister sich sehr zufrieden über sein Benehmen, seinen Fleiß äußerte, faßte sich der Jüngling ein Herz und erklärte dem Meister in geziemenden Ausdrücken, wie er Margarethen liebe und seines Lebens Glück von dem Besitze der Jungfrau abhänge. Ruhig ließ der Meister ihn ausreden, maß ihn dann mit einem verächtlichen Blick vom Kopf bis zum Fuße und polterte: „Solche Frucht ist für Deinesgleichen nicht gewachsen, schlag Dir die Flausen aus dem Kopfe, oder vor der Thüre ist Dir. In acht Tagen wird Hochzeit gemacht, um Dir den Appetit zu verderben.“ Mit lautschallendem Gelächter verließ der Meister die Werkstätte, dem wie vom Blitze gerührten Heinrich noch einen Blick des Mitleids zuwerfend.

Heinrich taumelte nach einiger Zeit, wie aus einem wirren Traume; sein Entschluß war gefaßt, mußte er seiner teuern Liebe so ganz ohne alle Hoffnung entsagen, so wollte er auch nicht Zeuge des Glücks seines Nebenbuhlers, des Unglücks der Geliebten sein, auf ewig der Stadt Lebewohl sagen, in welcher er seine seligste Hoffnung zu Grabe getragen sah. Dies der Geliebten noch zu sagen und dann den Bündel zu schnüren, war sein letzter Gedanke.

Ein milder Sommerabend fand die Liebenden in der dichten Laube des Gärtchens hinter dem Hause; denn der Meister brachte den Abend des Samstags gewöhnlich auf der Zechstube der Zunft

zu, und sie hatten nicht zu befürchten, gestört zu werden. Margarethe hatte schluchzend ihre ganze Beredtsamkeit aufgeboten, den Jüngling von seinem Vorhaben abzubringen; aber umsonst. Sie konnte nicht mehr reden, Thränen erstickten ihre Stimme, und selbst Heinrichs Auge wurde naß, denn sein Gemüt war keinem Trost mehr offen. Da bemerkte er plötzlich im Mondenscheine unter dem Rasen, der die Laube umzog, eine grünschillernde Eidechse, und deutlich hörte er ein Singen, wie das Zirpen der Grille:

„Heinzelmann hält, was er verspricht,
Die treue Liebe, zage darum nicht.“

Mit einem Male wurde es ruhig in seiner Seele, die Eidechse sah noch einmal mit tröstenden Äuglein auf zu ihm und verschwand. Heinrich umarmte die Geliebte und rief: „Margaretha, sei getrost, uns wird geholfen!“ Mit großen Augen, ganz überrascht, starrte ihn die Jungfrau an, sie wollte reden, aber Heinrich war so reich an den süßesten Trostworten, daß sie ihn gar nicht begreifen konnte, da er auf ihre Fragen, woher sein Mut käme, gar keine bestimmte Antwort gab, und nur wiederholte, daß sie nur guten Mutes sein solle. Des Geliebten Ruhe und Fassung gab ihrem Herzen auch wieder Trost.

Überglücklich war Heinrich, der alle Fragen der Geliebten mit dem Trostesworte, daß sie sich nur auf ihn verlassen solle, beantwortete und Pläne über Pläne machte und verwarf, wie es bei jungen Liebesleutchen wohl zu allen Zeiten

der Fall gewesen ist. In ihrer Wonne vergaßen sie Himmel und Erde, den Prokurator und selbst den Vater, der in der seligsten Weinlaune in das Gärtchen trat und mit lautem Zürnen und Fluchen das Pärchen aus seinen Träumen aufschreckte. „Bursche," schrie er, „auf der Stelle aus meinem Hause, oder mein spanisches Rohr soll Dir den Weg zeigen. Und Du — Gott verzeih' mir die Sünde — Dirne, daß ich das noch an Dir erleben muß. Morgen, ja morgen ist Hochzeit; morgen an den Altar! Dann wird Dein Ehegemahl Dir das Sponsieren schon vertreiben; denn bei meinem Patron, es ist leichter ein Säcklein Flöhe hüten, als ein junges Mädel. Rasch jetzt in die Kammer, oder ich mache Dir Füße."

Heinrich wollte reden, aber der Meister ergriff ihn beim Arme und schob ihn ins Haus, vor die Thür und auf die Straße, einem der Lehrburschen befehlend, dem Gesellen seine Siebensachen auf die Herberge zu bringen. Heinrich ging getrost, denn er vertraute des Heinzelmanns Stimme, nur war er besorgt um Margaretha. Kaum hatte der Jüngling das Haus verlassen, als der Meister die Tochter unter Schelten und Zürnen in ihr Kämmerlein trieb und hier einriegelte. Nicht ein Wort kam über Margarethens Lippen; heiße Thränen rannen aber über ihre Wangen, als sie das Mieder losnestelte und die reichen Flechten aufband, um sich zu Bette zu begeben, nachdem sie, nach ihrer Gewohnheit, ihr Abendgebet verrichtet und sich der heiligen Jung=

frau und ihrem Schutzengel empfohlen hatte. Ganz trostlos war die Jungfrau nicht, Heinrichs Zuversicht richtete ihr Vertrauen auf, hielt es fest.

Der Alte polterte in sein Schlafklosett, und unter den kräftigsten Schwüren gelobte er sich, daß seine Tochter noch morgen Hochzeit machen sollte. Der Wein und sein Ärger thaten das Ihrige, sie lieferten ihn gleich dem Schlafe in die Arme und erschlossen seinem Seelenleben auch bald das Reich der Träume. Er beging mit aller Festlichkeit und dem Gepränge, wie es sonst wohlhabende Bürger der freien Reichsstadt Köln zu thun pflegen, die Hochzeit seiner Tochter. Seelenvergnügt fröhnte er seinem Bauche an der unter der Gerichte Last sonst zusammenbrechenden Tafel, in der Mitte der zahlreichen Sippschaft und der vielen Freunde, deren er sich rühmte. Mit einem lauten Schrei des Schmerzes fuhr er aber aus seinem Traume, als er eben einem Zutrinkenden den Bescheid thun wollte; am ganzen Leibe fühlte er sich wie mit Nadeln und Pfriemen gestochen. Er warf sich herum und wieder herum, das Stechen und Kneifen hörte nicht auf. Er wollte aufspringen von seinem Lager, fühlte sich aber wie mit Kneipzangen festgehalten und von hundert Knitteln zerbläut, dabei glaubte er im Zimmer ein Summen zu vernehmen, das wie die Worte klang:

Nicht Rast soll Dir werden,
Nicht Ruhe auf Erden,
Gelebt hast Du die letzte, die fröhliche Stunden,

Kein Bissen soll Dir, kein Trünklein mehr munden,
Wenn Dein Stolz zusammen nicht giebt
Das Pärlein, das treu und herzinnig sich liebt.

Schreien konnte er nicht, denn unsichtbare Hände hielten ihm den Mund zu. Als er nach der Feuerlade greifen wollte, die er neben seinem Bette stehen hatte, zog er rasch die Hand zurück, weil es ihm vorkam, als hätte ihn jemand in jeden Finger gebissen. Das Stoßen, Schlagen, Kneifen, Zwicken und Stechen wollte kein Ende nehmen, kein Teil des Körpers des ehrsamen Meisters blieb verschont, und dabei tönte ihm stets das Sprüchlein, wie das Zirpen eines Heimchens, in den Ohren. In der Angst seines Herzens gelobte er endlich, der Verbindung mit Heinrich nicht entgegen zu sein, und kaum hatte er den Entschluß gefaßt, als auch seine Peiniger verschwunden waren. Er machte sich Licht, durchsuchte das Bett, das Zimmer bis in die kleinsten Ecken, fand aber nicht das Geringste und legte sich wieder nieder. Einem Traume schrieb er das bestandene Abenteuer zu und hatte auch alsbald sein Versprechen vergessen. Doch wie der Gedanke in seiner Seele aufstieg, nicht in die Ehe zu willigen, da wetterten auch die Hiebe wieder hageldicht auf ihn nieder, und zwar mit solcher Gewalt, daß er sein Ende nahe glaubte. Unsichtbare Hände hoben ihn auf und warfen ihn aus dem Bette; er meinte in Brennesseln und Nadeln zu fallen und schrie jämmerlich auf, bei allen Heiligen gelobend, sein gegebenes Verspre-

chen zu halten. Wie das erste Mal hörten auf einmal die Schläge und Püffe auf, und laut aufseufzend kroch er wieder in die Betttücher, alle Stoßseufzer, die er je gelernt, vor sich hermurmelnd und sich der Gnade des Himmels empfehlend.

Nach den Strapazen der Nacht fand ihn der helle Morgen noch schlafend. Er wurde endlich wach und glaubte das Ganze für einen Traumspuk halten zu können, wenn ihn nicht der Schmerz seiner Glieder von der leidigen Wahrheit des Abenteuers überzeugt und sein Spiegel ihm nicht gesagt, daß die Schläge alle gut getroffen, denn schwarz, blau und gelb war sein Antlitz, wie er vielleicht in seinem Leben auf der Herberge zuweilen angemalt worden, als er noch als Geselle auf der Wanderschaft war. Vor sich selbst schämte er sich; wie er war, durfte er sich vor keinem sehen lassen; und wie hätte er auch einem erzählen können, was er in der Nacht erlebt. Laut kicherten die Gesellen, als er in den Laden trat, und mit einem barschen: „Sieh' auf Deine Kochtöpfe!" speiste er Margarethen ab, als sie ihn fragte, was ihm begegnet. Sie konnte es sich aber nicht erklären, daß ihr Vater mit keinem Worte der Hochzeit mehr gedachte, und still und in sich verschlossen seinen Morgentrunk zu sich nahm. Wie der Meister nun so da saß, wollte es ihn doch bedünken, daß es hart sei, von der glänzenden Verbindung seiner Tochter abzustehen, und wieder tauchte der Gedanke bei

ihm auf, daß er sein Versprechen nicht zu halten brauche und auch nicht halten wolle. Kaum hatte er's gedacht, als er laut aufschreiend vor Schmerz von seinem Sitze sprang und wie besessen in seinem Zimmer umhertanzte, denn wie mit Pfriemen und Nadeln stach es ihn in die Waden, und Rippenstöße wetterten von allen Seiten auf ihn ein. Voller Entsetzen kamen die Gesellen herbeigeströmt, denn alle meinten, der Meister wäre besessen oder gar wahnsinnig geworden, so toll und verrückt, wie im wildesten Veitstanze, sprang er im Zimmer umher. „Heinrich soll sie haben! Heinrich soll sie haben, kein anderer!" rief er endlich und sank ganz erschöpft in die Arme seines Sorgstuhls. Da die Gesellen den Meister wieder ruhig und wohl sahen, zogen sie sich mit heimlichem Kichern uud Lachen zurück an ihre Arbeit, denn es hatte gar zu possierlich ausgesehen, als der ehrsame Bannerherr und Altmeister wie ein Tollhäusler umhertanzte. Der Meister hatte sich etwas erholt und schickte sich, ohne auf der Tochter Fragen und Erkundigungen zu achten, zum Ausgehen an; er wollte dem künftigen Schwiegersohne sogleich die Kunde geben, daß es mit der Heirat nichts sei; solchen Respekt hatte der Meister vor den Hieben, Püffen und Knüffen.

Auf der Thürschwelle kam ihm aber der Bräutigam schon entgegengehinkt mit einem blau-grünbuntem Gesicht. Kaum des Meisters ansichtig, keuchte der Prokutator mit kreischender Stimme: „Könnt Eure Tochter behalten, mag sie nicht — mag sie

nicht! Prr! Alle guten Geister — seht nur, wie sie mich zugerichtet. Hab' auch Eure Tochter nie gewollt, wenn Ihr sie mir nicht aufgedrungen hättet, an den Hals geworfen hättet. Ich mag sie nicht; — mag sie heiraten, wem's gefalle, ich will sie nicht." Dem Meister schwoll der Kamm bei dem Gesalbader des Prokurators. „Wer hat Euch das Mädel nachgeworfen? Wer?" brüllte er. „Eben wollte ich Euch andeuten, daß Ihr Euch den Appetit vergehen lassen solltet, je mein Schwiegersohn zu werden. Mir sagen, ich hätte ihm meine Tochter aufgedrungen? Gott, verzeih' mir die Sünden. Macht nur, daß Ihr wegkommt, oder hier das Bügeleisen zeigt Euch den Weg, daß Ihr das Wiederkommen für alle Zeiten vergeßt." Die drohende Stellung des Meisters, der wirklich ein neben ihm stehendes Bügeleisen ergriffen, machte dem Prokurator Füße. Noch einige Worte vor sich hermurmelnd, machte er sich, so rasch er immer vermochte, aus dem Staube, froh, daß er so mit heiler Haut davon gekommen war; denn er war in der Nacht vor dem Tage, der ihn in die langersehnte Brautkammer führen sollte, noch ärger als der Meister gepeinigt worden, so daß ihm alle Lust nach der verbotenen Frucht vergangen war.

„Der vermaledeite Federfuchs, mir so etwas zu sagen!" brummte der Meister, sich mürrisch in seinen Lehnstuhl werfend. Ich, solchem Hansnarr meine Margaretha aufdringen? Gott, verzeihe mir die Sünden, da kommst du mir schön."

Durch solcherlei Reden suchte der Zürnende seinem Grimme Luft zu machen, während Margarethe schon heimlich allen Heiligen aufs brünstigste gedankt hatte, daß der Himmel sie von dem unleidlichen Bräutigam befreit hatte. Beklommen in der Erwartung, wagte sie es nicht, dem Vater mit einer Frage zu nahen, horchte aber froh auf, als er dem Lehrburschen den Befehl gab, Heinrich auf der Herberge aufzusuchen und sogleich zu ihm zu bescheiden. „An Deine Arbeit!“ herrschte er die Tochter an, als er Heinrich nach einigen Augenblicken am Fenster vorübereilen sah. Auf dem Flur begegnete Heinrich Margarethen; ein Blick war hinreichend, um den Jüngling von allem, was vorgefallen, zu unterrichten.

So wie Heinrich in das Zimmer trat und den Meister gegrüßt hatte, sprach dieser: „Du hast meinem Mädel etwas in den Kopf gesetzt, sie nimmt keine Raison mehr an; magst sie heiraten und sehen, wie Du zurecht kommst. Ich thu' mich vor meinem Ende nicht aus. Verstanden, und nun macht nur recht bald Hochzeit, ich kümmere mich nicht drum und würde, wenn“ — er wollte noch etwas sagen, doch schien ihm der Gedanke schon leid zu werden, als er ihn noch nicht völlig ausgedacht. Wie aus den Wolken gefallen, stand Heinrich vor dem Meister, er wußte nicht, wie ihm geschah; mit frohem Herzen dankte er den Heinzelmännchen in seinem Innern und stammelte dem Meister dann ganz verwirrt seinen Dank, mit welchem Margaretha, die an

der Thüre gelauscht, den ihrigen vereinigte. „Schon gut, wozu die Worte?“ sprach der Meister abwehrend, „in vierzehn Tagen macht Hochzeit und laßt mich sonst ungeschoren.“

Überselig war unser Pärchen. Was kümmerte sie es, daß der Vater noch immer zu grollen schien, sie sahen sich am Ziele ihrer Wünsche, und Heinrich war so guten Mutes, daß Margaretha keinen Anstand nahm, die Freundinnen zu bitten, ihr, wie es damals die Sitte wollte, bei der Anfertigung des Brautschmuckes zu helfen, denn in vierzehn Tagen sollte Hochzeit sein.

Der Altmeister blieb bei seinem Entschlusse; er wollte weder von der Ausstattung der Tochter, noch von den Kosten der Hochzeit etwas wissen, und Heinrichs ganzer Reichtum bestand in seinen fünf Fingern und in seinem Fleiße. Dies ließ doch zuweilen Wolken in dem heitern Himmel der Liebe Margarethens aufsteigen, die immer trüber wurden, je näher der zur Hochzeit festgesetzte Tag kam. Die Aufrüfe hatten statt gefunden, der Brautstaat war beinah fertig, und morgens und abends hatte sich die Jungfrau das Brautkränzlein vor dem kleinen Spiegel ihres Schlafkämmerleins bereits angepaßt, und wie der Spiegel denn immer ein niedliches Bräutchen wiederstrahlte, so auch ein paar Thränen in ihren großen tiefblauen Seelenspiegeln, die gerade nicht immer die Freude hinauftrieb. Besonders war dies aber eines Morgens der Fall, als Heinrich wenige Tage vor der Hochzeit auf einige Tage Abschied ge-

nommen, um, wie er vorgab, eine Familienangelegenheit in Ordnung zu bringen.

Die Sonne mochte eben im Mittage stehen, als Heinrich bei der Halde im Siebengebirge anlangte, wo er vor mehr denn einem Jahre das Abenteuer mit dem Heinzelmann erlebt hatte. Helle Schweißtropfen perlten ihm auf der Stirne, und lechzend bückte er sich nach dem Bächlein, welches zu seinen Füßen wie eine Silberschlange zwischen den Felsen durch die grüne Matte des Thales hinrann, als seinem Blicke sich auch wieder eine golden schimmernde Eidechse darbot. „Schönen Gruß, Meister Vierfuß," sprach Heinrich in traulichem Tone, und rings flüsterte es, zirpten die Heimchen und Käfer, sangen die Vögel: „Besten Dank, Herr Bräutigam!" Heinrich gewahrte jetzt auch wieder das nackte Männlein mit dem grüngoldnen Mantel, der Krone und dem Scepter, das ihm freundlich zunickte, ihm zu folgen. Heinrich war gleich auf den Beinen, und durch Schluchten und Gründe ging es immer tiefer ins Gebirge bis dahin, wo der Auel-Berg und die Rosenau sich mit ihren Abhängen treffen und ein wildes Gerölle nach einem jähen Absturze führte. Der kleine Zwerg kletterte hinab, nicht ohne Anstrengung versuchte es auch Heinrich und befand sich bald in einem wunderschönen Garten vor einem hohen Felsenthore, das mit gewaltigen Thürflügeln verschlossen war.

Der Heinzelmann berührte mit seinem demantenen Zepter das eherne Thor, und mit

lautem Tone, der wunderbar durch die Thale schallte, flog es auf. Ein helles Glänzen und Gleißen blendete des Jünglings Blick, gleich, als wenn er in die Sonne geschaut hätte, denn in dem weiten Gewölbe, das ganz aus Gold und glänzenden Metallen erbaut schien, lag in großen Haufen gemünztes Gold und Silber, und rings war das kostbarste Geschirr und Geschmeid aufgestellt, wie Heinrich es noch nie gesehen hatte. Schüchtern trat er, dem Heinzelmann folgend, hinein und sah ein buntes Gewimmel von nackten Männlein und Weiblein in dem verschiedensten Alter, die hier thätigst beschäftigt waren. Hier waren sechs, sieben im Begriff einen silbernen Schlüssel fortzutragen, zu Dutzenden scheuerten andre an silbernen Terrinen, mehre strengten sich an, um goldene und silberne Pokale und Trinkgeschirre fortzurollen und an den Wänden aufzustellen. Andre arbeiteten gleich Ameisen an den Münzhaufen, und viele keuchten unter der Last eines Goldstückes, das sie nach einer andern Stelle zu tragen bemüht waren, oder putzten und glätteten an den Metallwänden. Alle verneigten sich mit gar possierlichen Knixen und Verbeugungen, ihn freundlich angrinzend und anlachend, als Heinrich durch die weite Halle schritt und mit offnem Munde alle die Kostbarkeiten und Herrlichkeiten bewunderte.

In der Mitte befand sich ein Thron, aus einem Edelstein geschnitten, der in dem glänzendsten Farbenreichtume schillerte, wie der Morgen- und

Abendstern, und all den Glanz und die Pracht, die rings herrschte, weit überstrahlte. Auf ihm ließ sich der Heinzelmann-König nieder und sprach dann zu Heinrich gewandt:

„Hier wähle nur immer, was Dir gefällt,
Was nutzen und frommen Dir kann auf der Welt.“

Und alle die Gnomen und Kobolde drängten sich um den Jüngling und zirpten und sangen wie die Grillen und Heimchen:

„Wir geben und spenden willig und gern;
Denn Du hast uns gerettet den König und Herrn!“

und dabei brachten sie mit der größten Anstrengung die schönsten und kostbarsten Gefäße, rollten sie die klingenden, glänzenden Münzen und Edelsteine vor seine Füße, daß Heinrich ganz geblendet wurde von all' der Pracht und dem Reichtum, den ihm die Kleinen anboten und aufdrängten. Der Jüngling dankte in geziemender Rede dem Heinzelmann für den großen Dienst, den er ihm schon bei seinem künftigen Schwiegervater erzeigt und bat nur um Geringes, auf daß er seine eigene Wirtschaft anfangen könne. Der kleine Herrscher schüttelte das Köpfchen, daß sein Krönlein auf demselben wackelte, und zirpte gleich der steigenden Lerche:

„Der mir gerettet Leben und Krone,
Dem kargen wir nie mit dem Dank und dem Lohne;
Wir sind Dir als Knechte und Diener zu eigen,
So lang' Du in Deinem Glücke kannst schweigen.“

Und die kleinen Kobolde sangen im Chore:

„Wir sind Dir als Knechte zu eigen,
So lang' Du in Deinem Glücke kannst schweigen!“

Bunt drängten sie sich durcheinander, ihm ihre Herrlichkeiten anzubieten; sie rutschten ihm an den Beinen hinauf, und steckten ihm Gold- und Silbermünzen und Kleinodien in die Taschen, so daß Heinrich nicht genug danken konnte und stille hielt wie eine Mauer, um nur keinem der Kleinen Schaden zu thun, die wie die Maikäfer an ihm herumkletterten. Sie geleiteten ihn darauf auf Befehl ihres Königs durch alle Gemächer des Königshofes, und er sah, wie das Gold und Silber in wunderlichen Formen, wie Blume und Blüte in dem Gesteine wuchs, und Äste und Zweige trieb in den weiten Wölbungen, wie sonst die Rebe und das Epheu an den Mauern und Bäumen emporrankt. Von der langen Wanderschaft und dem vielen Sehen ermüdet, legte er sich auf die Einladung des Gnomen hin auf ein schimmerndes Krystallbett, das seine nach allen Seiten lebendig hinschießenden Krystalle wie ein herrlicher Betthimmel über ihn wölbte. Ein wohlthuender Schlummer senkte sich bald auf seine Augenlieder und brachte ihm die angenehmsten Träume.

Heinrich erwachte; staunend rieb er sich die Augen, denn über ihm rauschte der Baum, unter dem er sich in dem Tann niedergelassen, zu seinen Füßen floh das muntre Bächlein durch die Matte. „So war denn alles ein Traum," seufzte der Jüngling, als er sich noch an dem Orte befand, wo er den Heinzelmann bei seiner Ankunft gesehen hatte. Als er aber aufstand, hörte er etwas klingen in seiner Tasche. — Mit Zagen griff er

hinein, und hielt hoch überrascht eine Handvoll schöner Dukaten, in denen die durch Blätter sich stehlenden Sonnenstrahlen munter wiederglänzten. „So ist es doch wahr," rief entzückt der Überglückliche, meinen Dank, Heinzelmann; ich werde Dich nie vergessen, und nimmer wirst Du mich undankbar finden. Jetzt, Margaretha, ist uns geholfen. Es soll eine Hochzeit geben, wie noch kein Zunftgenosse eine gefeiert."

Laut aufjauchzend schickte er sich zum Heimgange an, und gewiß hatte er sich zum ersten Male, als er im Gebirge des Heinzelmanns Bekanntschaft gemacht, nicht rascher gesputet, denn mit dem Abende war er auch wieder in Köln und bei der Geliebten, der er die frohe Kunde brachte, daß jetzt ihrem Glücke nichts mehr im Wege stände, ohne ihr aber auch im entferntesten Kunde zu geben von der Quelle des unverhofften Glückes. Schon am folgenden Tage sollte Hochzeit sein, und fröhlich bat Heinrich alle seine Bekannten, die ganze Sippschaft seiner Frau und die Vorsteher einer ehrsamen Zunft, die ihm aber bald einen Strich durch seine Rechnung gemacht, denn er hatte das zu liefernde Meisterstück ganz vergessen. Er half sich mit der Notlüge, daß es am folgenden Tage fertig sein sollte; er wollte versuchen, ob es ihm vielleicht möglich, wie schwer es auch war, bei den vielerlei Geschäften und Bestellungen, welche der Ehrentag noch erheischte. Seinen Einrichtungen zum Hochzeitmahle stellten sich auch allerlei Hindernisse dar, und müde und

erschöpft saß er abends in seinem Kämmerlein, um den Versuch zu machen, ob es ihm nicht möglich, das verlangte Meisterstück, das er schon vor längerer Zeit begonnen, zu vollenden. Über dem Beginn der Arbeit schlief er aber ein und erwachte erst, als die Brautführer kamen, ihn abzuholen. Wie riß er die Augen auf, da er das Meisterstück ganz vollendet vor sich liegen sah; er konnte sich selbst nicht trauen, denn solche Arbeit hatte er noch niemals gesehen. Mit frohem Herzen empfing er die Glückwünsche seiner Freunde, und mit einigem Stolze hörte er des Altmeisters Lob über die herrliche Arbeit, die, wie die ganze Zunftgenossenschaft einstimmig meinte, den Meisterbrief verdiene. Margaretha und ihre Freundinnen hatten noch so manches des Hochzeitschmauses wegen zu bestellen gehabt. Wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten fehlte es noch in allen Ecken und an allen Enden, und dies Bewußtsein trübte den Ehrentag des holden Bräutchens; — denn der Neid mußte ihr gestehen, daß die große Stadt nicht viele aufzuweisen hatte, die das Brautkränzlein so schön zierte — und machte auch wohl, daß sie etwas beklommen das ewige Ja am Altare aussprach, als sie mit Heinrich die Ringe gewechselt und des Priesters Segen sie auf ewig mit dem Teuren des Herzens verbunden zu Freud und Leid.

Der ganze Brautzug begab sich nach dem Quatermarkt, um hier die Hochzeit zu begehen, wie es bei wohlhabenden Bürgern, die selbst nicht

Raum in den eigenen Häusern hatten, Sitte war. Eine Menge Freunde und Bekannten empfingen hier das Paar mit den herzlichsten Glückwünschen und Brautgeschenken, die nach damaliger Weise, in einzelnem Hausrat und in allerlei Speisen zum Festmahle bestanden. Margarethen stieg die Röte der Verlegenheit ins Gesicht, denn, wo und wie konnte Heinrich die Mittel aufgetrieben haben, zur Ausstattung einer Hochzeit im Hause zu Quatermarkt. Der Bannerherr brummte in den Bart: „Da wird auch der Schmalhans Küchenmeister gewesen sein!“ und wagte es kaum über die Schwelle zu treten. Heinrich, der von der Einrichtung nichts gewußt und in ihr eine Freude sah, mit welcher der Vater Margarethen zu überraschen gedachte, wußte auch selbst nicht, wie ihm geschah, als er, der Braut folgend, in den Festsaal trat. In doppelter Reihe liefen die Tische an den Wänden her, bespreitet mit dem blendensten Damastleinen und reich besetzt mit dem feinsten, englischen Zinngeschirre, unter welchem an den Ehrenplätzen Silberpokale glänzten, und große silberne Schüsseln, die ausgesuchtesten Leckerbissen darboten. Die Boten der verschiedenen der Schneiderzunft, zunächst befreundete Gaffeln oder Zünfte standen bereit zum Aufwarten, und ein munteres Tonstück, welches die Stadtfiedler in der Tiefe des Saales ausführten, begrüßte die Eintretenden. Heinrich gedachte jetzt dankend der Heinzelmännchen, da er auf dem Gesichte des Schwiegervaters Ueberraschung und Staunen abgemalt sah. Mar-

garetha wagte nicht zu fragen und beobachtete verstohlen bald den Vater, bald den Bräutigam. Nachdem der Brautführer das Paar um den Tisch zum Ehrenplatze geführt, ließ man sich nieder und Speise und Trank fröhlich munden; denn alle mußten sich gestehen, daß die Speisen mehr als kostbar und der Wein gewiß nicht edler von den Kurfürsten und den Domherren getrunken werden konnte. Des Bannerherrn Stirne hatte die Furche der Verdrießlichkeit verloren, und nicht ohne einen gewissen Stolz nahm er die Glückwünsche und Komplimente der Gasterei wegen an; denn alle hielten ihn für den Ausstatter der Hochzeit, da am Vorabende des Festes die Gaffelboten die Hochzeiter in seinem und des Paares Namen gebeten hatten. Immer munterer und lauterer wurde das Festmahl, der Wein löste die Zungen, und die heitersten Scherzreden und Witzeleien, wie sie solche Feste gewöhnlich bringen, beflügelte die Stunden, bis daß der in silbernen Bechern kredenzte Würzwein, der mit dem kostbarsten Nürnberger Lebkuchen herumgereicht wurde, an die Stunde des Aufbruchs mahnte.

Wie es die Sitte wollte, wurde das Brautpaar von allen Hochzeitern unter lautem Jubel mit Fackelschein bis nach seiner künftigen Wohnung begleitet, und nachdem der Braut hier eine Feuerlade und ein Dreckkorb und die übrigen Brautgeschenke mit einer komischen Feierlichkeit übergeben worden, wobei es an allerlei Schnurren und Neckereien nicht mangelte, nahmen die Gäste mit

den besten Wünschen Abschied. Selbst der Altmeister war ergriffen, als ihn einer der Brautführer mit launiger Rede an die Freuden der Großvaterschaft erinnerte; herzlich schied auch er von dem Paare.

Unbeschreiblich war aber die Überraschung des jungen Ehepaares, als es sich endlich selbst überlassen war in dem kleinen Häuschen, welches der Schauplatz seines stillen Glückes werden sollte; denn an eine solche Ausstattung hatten ihre kühnsten Wünsche nicht gedacht. Margarethe stieß jeden Augenblick einen neuen Schrei der Überraschung aus; denn das schönste Zinn und Kupfergeschirr glänzte auf den Recken und Bänken und über dem Kamine der Küche, das weißeste Linen lachte ihr aus den reichgefüllten Schreinen entgegen, und alles war so wohnlich, niedlich eingerichtet, daß Margarethe voller Entzücken ihrem Manne an die Brust sank, denn sie hielt ihn für den Urheber dieses häuslichen Reichtums, den sie sich gar nicht geträumt hatte. Heinrich war nicht weniger überrascht, als seine junge Frau; doch ließ er sich nichts merken, daß er wußte, woher alle diese Schätze kamen.

Unser Pärchen lebte selig in seinem Glücke, welches Margarethe durch ihren thätigen Fleiß und ihre Ordnungsliebe immer mehrte. Es war aber auch eine Lust zu sehen, wie alles in der kleinen Wirtschaft den gedeihlichsten Fortgang hatte, und Margaretha wußte oft selbst nicht, ob sie träumte oder wachte, denn jeden Sonn- und Feier-

tag fand sie ihr Zinn und Kupfergeschirr geputzt, daß es glänzte und gleißte, das Haus vom Söller bis in den Keller gescheuert, die Tische gebohnt und alles in der schönsten Ordnung, ohne daß sie etwas dazu gethan hatte. Mußte gewaschen werden, so fand die junge Hausfrau morgens, wenn sie mit dem Hahne aus dem Bette stieg, die Wäsche in schönster Ordnung auf dem Söller oder auf der Bleiche und ebenso später wieder geplättet in den Schreinen. Anfänglich hielt Margaretha ihren Mann für den Meister Rührig, der also im Hause schaltete und waltete, und dieser antwortete auf ihre Fragen gewöhnlich mit einem schalkischen Lächeln, ohne ihr je einen bestimmten Bescheid zu geben. Sie grübelte und grübelte, sann und sann, und wollte oft mißmutig werden über das Geheimnis, das in ihrem Hause herrschte, und welches zu enträtseln ihr bis dahin unmöglich gewesen. Sie hatte zwar der alten Sage von den fleißigen Heinzelmännchen, wie sie im Volke lebte, zuweilen gedacht, sich aber meist selbst verlacht, daß sie dergleichen nur meinen konnte. Da das Wesen aber immer fortging und ihr zuletzt sogar die Speisen auf dem Herde zubereitet, ehe sie sich's versah, Gemüse, Erbsen, Linsen und Bohnen gereinigt wurden, wenn sie nur einige Augenblicke die Küche verlassen, drang sie immer mehr in ihren Mann, die Ursache des geheimnisvollen Treibens zu erfahren, und in einer schwachen Stunde gestand er ihr, daß die frommen Heinzelmännchen, des Hauses gute Geister

wären. Für einstweilen begnügte sich Margaretha mit dieser Erklärung. Heinrich lebte aber in gespannter Erwartung, fürchtend, die Heinzelmännchen würden ihm sein unbesonnenes Plaudern entgelten lassen nnd ganz ausbleiben. Dies geschah zwar nicht, doch hörte Heinrich jetzt zuweilen in der Nacht, wenn ihn der Gedanke wach hielt, ein Poltern und Wirtschaften, als wenn die Kleinen ihre Geschäfte mit Unwillen verrichtet hätten.

Heinrich sah mit jedem Tage seine Kunden zahlreicher werden, und dennoch konnte er mit einem Lehrjungen sein Geschäft zu aller Zufriedenheit bestreiten; denn wie die Heinzelmännchen in der Küche, im Keller und auf dem Söller wirtschafteten, so auch in seiner Werkstätte, wo er sie wohl zuweilen belauscht hatte, ohne sie zu stören. Gar possirlich war es anzusehen, wie drei oder vier der Kleinen eine Scheere hantierten, ein Dutzend mit unsäglicher Mühe ein Bügeleisen handhabten und keuchten und schnaubten, bis sie es über eine Naht gebracht, während manchmal an jedem Knopfloche eines Rockes zwei oder drei steppten, Falten einzogen, Garn und Nadeln herbeischleppten, Zwirn wächsten und einfädelten, oder auf andre Weise einander zur Hand gingen. Rührig, wie ein Ameisenhaufen, krabbelte und zappelte es auf und unter dem Werktische; an den Zwirnfäden und Papiermaßen ließen sich Heinzelmännchen hinauf und kletterten sie wieder hinunter im buntesten Durcheinander, und den-

noch förderten sie rüstig die Arbeit, die jeden Morgen fertig an den Wandpflocken hing. Seine gute Arbeit brachte dem Meister bald solchen Ruf, daß er in der heiligen Stadt Mode ward, und alle, die etwas auf Mode, feinen Schnitt und Eleganz hielten, nur von ihm bedient sein wollten; denn es galt zu allen Zeiten auch in Köln das Sprichwort: „Kleider machen Leute!“

Als nun ein Jährlein in's Land gegangen, beschenkte Margaretha ihren Mann mit einem bausbackigen Buben, dessen Erscheinen den Groll des Altmeisters ganz bannte; denn er hielt ihn über die Taufe und gab ihm als Patengeschenk seinen ganzen Laden nebst der Kundschaft, da er sich von den Geschäften zurückziehen wollte. Heinrich bezog jetzt das elterliche Haus und hatte die Freude zu sehen, daß die Heinzelmännchen zu allem zu gebrauchen, denn in einer Nacht war der Umzug fertig und alles in der neuen Wohnung wieder so heimlich, traulich hergerichtet, wie in der alten. Zu aller Freude und zur besondern Wonne der überglücklichen Eltern gedieh das Söhnlein, und alle Tanten und Basen waren der Meinung, daß es nie ein zufriedeneres und zugleich niedlicheres Kind gegeben habe. Wie in dem gesamten Haushalt waren auch hier die Heinzelmännchen thätig; sie wiegten, atzten während der Nacht den kleinen Liebling der Eltern, und schienen sich selbst seines Gedeihens zu freuen. Mit jedem Tage nahm Heinrichs Wohlstand zu, und erleichterte ihm auch der Beistand der Kleinen sein Geschäft, so war

er doch immer thätig und rüstig, legte nie die Hände in den Schoß, so daß er schon etwas vor sich gebracht hatte, als sein Schwiegervater das Zeitliche segnete. Margaretha sah mit wahrer Wonne, wie die Kleinen in ihrer Wirtschaft wirkten; denn ward das Winterschwein geschlachtet, so brauchte sie sich ums Wursten, Salzen und Räuchern nicht zu kümmern, und alle Freunde kamen darin überein, daß sie nie so kostbare Würste, so feine Schinken gegessen, wie eben bei der Frau Meisterin. Brot bucken die Kleinen, machten die Gemüse ein und schafften mitunter auch wol einen Leckerbissen in die Küche.

Natürlicher war aber nun wohl nichts, als daß Evas Erbsünde, die Neugier, bei Margaretha nach und nach immer reger, immer peinigender wurde. Bis dahin hatte sie vor allen Freundinnen noch das Geheimnis der Heinzelmännchen geheim gehalten; aber mit dem Wissen, wem sie alle die Hilfe und alle das Gute zu verdanken habe, war ihr doch zuletzt nicht genug; immer lebendiger wurde der Wunsch, die Kleinen auch einmal zu sehen.

Ihrem Manne mochte Frau Margaretha davon nichts sagen, und dennoch konnte sie dem Triebe ihrer Neugierde nicht widerstehen. Auf den Strümpfen schlich sie oft nachts in die Werkstätte, um die Kleinen zu überraschen; aber so wie sie an die Thüre trat, ging's risch! risch! wie die Ratten nach allen Enden und Ecken, und sie hatte das leere Nachsehen; so ging es ihr in

der Küche und aller Orten, wo die Heinzelmännchen wirtschafteten.

Weil ihr jeder Versuch mißlang, die Neugier zu befriedigen, wurde diese zu einer Krankheit, die ihre Lebenslust trübte und ihr manche schlaflose Nacht bereitete, um so mehr, da sie es keinem, selbst ihrem Manne nicht, wagte mitzuteilen, was sie so sehr quälte und peinigte. Die Neugierde ist aber von jeher erfinderisch gewesen und brachte sie auch auf einen eigenen Einfall. Es war Pfingstabend, und bei solchen Gelegenheiten scheuerten, putzten die Kleinen gewöhnlich das Haus vom Speicher zum Keller. Was that Margaretha? Als Heinrich sich zur Ruhe begeben, schlich sie sich heimlich von seiner Seite und bestreute die ganze Treppe von unten bis zum Söller mit Erbsen, in der Erwartung, daß die Kleinen darüber fallen müßten und so ihrer Neugierde nicht entgehen könnten. Mit vor Angst und Erwartung hochschlagendem Herzen legte sie sich dann nieder; kaum wagte sie zu atmen; je näher die Stunde der Entscheidung, um so lebendiger wurde ihre Neugierde, die ihre Phantasie dergestalt beschäftigte, daß sie oft erschreckend vom Bette auffuhr. Es schlug die Stunde der Mitternacht, die Zeit, in welcher die Kleinen gewöhnlich ihr Wesen begannen. Wie der letzte Ton der nahen Thurmuhr verklungen in der lautlosen Nacht, glaubte sie, sich etwas regen zu hören auf der Treppe; sie horchte, lauschte; wie Hagelkörner rollten die Erbsen die Treppen hinunter.

Noch immer zagte sie, noch war sie unentschlossen; nicht rasten ließ sie aber ihre Neugier, und wenn es ihr das Leben gekostet hätte, sie mußte ihren Entschluß ausführen, denn widerstehen konnte sie dem Triebe nicht mehr. Sie stand auf; in der Linken die hellbrennende Lampe, schlich sie zur Thüre, die gleich aus dem Zimmer auf die Treppe führte; rasch öffnete sie dieselbe und trat hinaus. Noch sah sie nichts; nachdem sie aber einige Schritte hinunter gestiegen, da polterte es auf einmal um sie her mit lautem Gestöhne und Ächzen; ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihr, als sie die kleinen kaum spannhohen Männchen und Weibchen über und untereinander die Stiege herabtrollen und rollen sah. In ihrer Arbeit gestört, wollten sie fliehen, um in den Mauslöchern und Mauerritzen Schutz zu suchen vor der Ueberraschung. In der Eile der Flucht glitten die Heinzelmännchen über die Erbsen und stürzten also kopfüber, kopfunter die Treppe hinunter mit dem jämmerlichsten Schmerzgestöhn. Margaretha hatte ihre Neugierde befriedigt; weh that es aber ihrem Herzen, daß sie den kleinen Geschöpfen Leid zugefügt hatte, und mit Schrecken sah sie die grimmen Mienen des Zornes, mit welchen die Stürzenden zu ihr aufblickten, vor Schmerz wimmernd oder kurrend und grollend vor Zorn.

Von innerer Furcht ergriffen, wollte sie sich zurückziehen; da trat ihr Heinrich entgegen mit den Worten: „Margaretha, was hast Du gethan? Freventlich zerstörte Deine sündhafte Neugierde

unser Glück, unglückseliges Weib!" Jetzt traf sie das ganze Gewicht ihrer Schuld; laut schluchzend wollte sie einige Worte der Entschuldigung stammeln, Heinrich stieß sie aber, arg zürnend, von sich mit einem Fluche, der ihr das Innerste durchzuckte, da es das erste Mal seit ihrer Verheiratung war, daß ihr Mann ihr mit einem harten Worte wehe gethan hatte.

Es geschah aber, wie es Heinrich vorhergesagt hatte. Die Heinzelmännchen waren und blieben fort; von Tag zu Tag, von Woche zu Woche harrte man ihrer, aber umsonst. Eine stille Trauer war in dem Hause eingezogen, wo sonst die reine Heiterkeit der Zufriedenheit herrschte und alle Hausgenossen beseligte. In derselben Nacht aber, in welcher Margarethens Neugierde die freundlichen Kleinen störte und verscheuchte, war am Ufer des Rheines ein buntes reges Treiben, aus allen Kanälen wimmelte es von den spannhohen Männlein, die ihre ganze Habe mit sich schleppten und sich eilten und sputeten, um noch vor dem ersten Scheine des Tages ein Schiff zu erreichen, das dazu bestimmt war, sie wegzuführen. Als sie alle an Bord des Schiffes waren, hörte man ein lautes Wimmern und Schluchzen; ein Zeichen, daß die Kleinen nicht gerne schieden von Köln. Sie fuhren fort; wohin, davon weiß ich keine Kunde zu geben; doch soll, wie die Sage geht, mit ihnen die alte gute Zeit geschieden sein.

Eines Weibes Neugierde war hier, wie so oft schon, Störerin des Glückes geworden, und

hatte, wie in manch andern Städten des deutschen Landes, wo man die fleißigen Kleinen auch Wichtelmännchen nennt, die Glück bringenden auf ewig gebannt. Bei manchen scheinen die Heinzelmännchen in der guten Stadt Köln aber wieder eingezogen zu sein, und man nennt sie Frömmigkeit, Fleiß, Emsigkeit, Rechtschaffenheit und Ordnungsliebe, die jedes Handwerk und jedes Geschäft fördern und Kasten und Küche füllen. Man sei aber wohl darauf bedacht in seinem ganzen Sinnen und Trachten, daß sie die Wirtschaft, wo sie einmal Heil und Segen bringend eingezogen sind, nicht verlassen. Mit ihnen entflieht auf ewig alles Glück und Heil.

Marsil, der edle Bürger Kölns.

„Ein edler Held ist's, der fürs Vaterland,
Ein edlerer, der für des Landes Wohl,
Der edelste, der für die Menschheit kämpft."

Zur Zeit des Kaisers Nero, vor ungefähr 1800 Jahren war die Stadt Köln schon berühmt durch ihre Größe, durch die Stärke ihrer Festungsmauern, sowie durch den Mut, die Weisheit und Tapferkeit ihrer Bürger. Vor allen trägt einen hohen Ruhm der edle Bürger Marsil (Marsilius, Markus Quilius, auch Marzellus genannt), der durch Weisheit im Rat, sowie durch Tapferkeit in der Feldschlacht, seinen Namen bis auf unsere Zeit lob- und ehrenwürdig gemacht hat.

Marsil, von deutscher, wie viele sagen von marsischer Abkunft, freier Bürger der herrlich aufblühenden Stadt Köln, zeichnete sich in den Kämpfen der Stadt gegen die Anfälle der räuberischen Nachbarvölker dergestalt aus, daß man ihn zum Hauptmann oder obersten Heerführer der Stadt erwählte, und seine Klugheit und Begeisterung für der Stadt Freiheit verschafften ihm die oberste Stelle im Senate, der nach dem Muster des römischen gestaltet war. Da wirkte er in Krieg und Frieden viel für das Heil seiner Mitbürger, und er war geliebt und geehrt von allen. Seine Weisheit und klugen Ratschläge leben noch fort in fast zweitausendjähriger Sage, und die Heldenthaten sang man in Liedern und erzählte sie von Geschlechtern zu Geschlechtern. Die glänzendste That aber, die der wackere Marsil zum ewigen Ruhme der heiligen Stadt Köln vollführte, dies war die sogenannte Holzfahrt.

Nachdem nämlich der grausame Kaiser Nero gestorben war, vermochte das römische Volk nicht, über die Nachfolge in der Kaiserwürde einig zu werden, und wie in Italien so auch in den Provinzen erklärte sich einer für diesen, der andere für jenen Heerführer, der von seinen Kriegern zum Kaiser ausgerufen worden war. So war auch in Deutschland ein Heerführer Vitellius mit Namen, den hatten seine Kriegsobersten auf einen Schild gesetzt, zum Zeichen der höchsten Würde, und sein mächtiger Heerbann hatte ihn für den alleinigen Kaiser erklärt.

Die gute Stadt Köln aber, die von Rom aus viele Wohlthaten empfangen hatte, und in welcher viele edle Römer, die im Rat der Stadt bedeutend galten, eingeheimet waren, hielt getreu dafür, daß nur aus Rom, der Hauptstadt der Welt, der einzig wahre und rechte Kaiser hervorgehen könne, und deshalb mochten die Kölner in echter Treue dem diesseits der Alpen gewählten Imperator nicht zufallen, ihn für den Weltherrscher anerkennen, wie es die andern deutschen Städte und fast das ganze Land gethan hatten.

Als der Feldherr und Kaiser Vitellius dies vernommen, da erzählte er es seinem ganzen Heere, wie die Stadt Köln am Rheine allein seine Wahl verworfen habe und ihn nicht anerkennen wolle. Er spiegelte seinen übermütigen Kriegern diese Weigerung als eine große Beschimpfung der tapfern Heerscharen vor, wofür eine furchtbare Züchtigung ergehen müsse. Auch pries er den damaligen Reichtum der Stadt Köln vor den raubgierigen Kriegsknechten und versprach ihnen, alle diese Schätze zur Plünderung zu überlassen, wenn sie die stolzen Bürger für ihre Abneigung demütigen wollten.

Da schlug das ganze grimme Kriegsheer mit schrecklichem Klange die Waffen und Rüstungen zusammen, und im fürchterlichsten Zorne schwuren alle einmütig, eilig heranzuziehen, und nicht zu rasten, bis sie die Stadt bezwungen hätten. Dann wollten sie rauben, morden, brennen nach vollem Gelüst; es sollte kein Stein mehr auf dem

andern bleiben, und Salz wollten sie nach altheidnischem Gebrauche über die Trümmerstätte streuen und die Spur der edlen Stadt so vollständig vertilgen, daß ihre Enkel nicht einmal mehr zu sagen wüßten, wo ein Köln am Rheine gestanden habe.

Zu solchem vermaßen sich die grimmen Waffenknechte, sie thaten in ihrem Zorne furchtbare Schwüre zu ihren düstern Heidengötzen, und ihrer tausende und abermal tausende zogen mit Rossen und Rüstzeug heran und umschlossen die Stadt, deren Vernichtung unvermeidlich schien. Aber der nämliche Gott, dessen Huld bisher so gnädig über der guten Stadt gewaltet, ließ das Vorhaben der grimmen Heiden nicht zur Vollendung gedeihen; denn obwohl damals sämtliche Bürger noch Heiden und von der Nacht des Götzendienstes befangen waren, so war doch schon im Rat des Ewigen beschlossen, daß die gute Stadt aus ihrer damaligen Blindheit erlöset und eine Wohnstätte so vieler Heiligen werde, daß aus ihr die Bekehrung der Heiden und das Evangelium zur Verherrlichung des wahren Gottes hervorgehen, und daß sie, von dem Blute der Märtyrer bespritzt, nach Rom die erste aller christlichen Städte und die heilige genannt werden sollte, in Glanz, Ehre und Ruhm, als die auserwählte Gottesstadt, noch viele Jahrhunderte hindurch.

Doch als die unzählbaren Scharen des siegesstolzen Belagerungsheeres die edle Stadt in weitem Kreise umlagert hatten, so daß man von

den höchsten Mauern, so weit der Blick reichte, nichts sah als feindliche Rüstung, und als die Bürger alle die gräßlichen Flüche und Drohungen der Kriegsknechte vernahmen, da fingen viele sonst kühne Männer an zaghaft zu werden und vermeinten, daß es ihnen nicht gelingen könnte, sich solchen gewaltigen Andranges zu entwehren, und die Mutlosigkeit war über die Maßen. Da aber trat der hochherzige Marsil in die Versammlung aller Bürger, und mit eindringlichen Worten zeigte er in feuriger Rede, daß nur beharrlicher Mut und kühne Wagnis hier Rettung verleihen könne, wogegen Zaghaftigkeit der sicherste Weg zum Verderben sei. Und als er die Ängstlichen ermutigt und die Niedergeschlagenen aufgemuntert hatte, da gab er den weisen Rat, wie man sich in allem verhalten und die Gefahr abwenden solle.

Die Bürgerschaft wählte den wackeren Mann zum Beschirmer in drohender Drangsal und folgte ihm in allen Dingen. Darauf ließ Marsil alle Pforten und Zugänge sorgfältig schließen und bewachen, versorgte die Stadt mit hinreichenden Vorräten und traf so zweckmäßige Vorkehrungen, daß alle Stürme der Belagerer zu deren großem Verluste zurückgeschlagen wurden. Drob loderte der Feinde Zorn noch grimmer, und enger umschlossen sie die Stadt, vermeinend, durch Hunger ihre Übergabe zu erzwingen.

Da hätte es dem neugewählten Kaiser aber noch lange werden mögen bis zu seinem Einzuge in Köln, denn die Stadt war mit Lebensmitteln

auf lange Zeit reichlich versehen. Nur auf eines hatte der sonst so umsichtige Marsil in der Eile des Überfalles nicht gedacht; er hatte nämlich für einen hinreichenden Holzvorrat nicht gesorgt, und dieser Mangel fing die tapferen Bürger bald um so mehr zu drücken und zu ängstigen an, als bei der damaligen Verteidigungsweise auf den Wällen und Türmen immer große Feuer unterhalten werden mußen, teils um durch die Erhellung der Nacht sich vor plötzlichem Überfalle zu sichern, andernteils aber waren das Feuer selbst und glühende Steine das glücklichste Material, den Sturm der Feinde zurückzudrängen.

Jedoch, worin der Zaghafte ein untergangbringendes Übel vermeint, das ergreift der tapfere und umsichtige Führer des Volks, der jede Regung benutzen muß, zum Heile. Marsil hatte schon für sich einen heimlichen Rettungsplan entworfen, und deshalb sann er darauf, dem Belagerungsheere die Holznot der Stadt wissen zu lassen und diesen Mangel noch größer auszusprengen, als er wirklich drückte. Die Bürger aber gedachte er dadurch zum Ausfall zu bewegen.

Als er auf solche Weise zum großen Rettungswerke vieles vorbereitet hatte, da berief er die Ältesten der Stadt und die angesehensten Bürger zusammen. Er machte ihnen seinen Plan bekannt, und mit einstimmigem Beifall wurde dieser angenommen.

Es wurde nämlich ein Tag, nach unserer christlichen Zeitbestimmung der erste Donnerstag nach Pfingsten, festgestellt.

Alsdann sollten die Weiber, Schwachen und Greise, wie Helden gerüstet und mit gewaltigem Kriegsgeräusche Holzkarren und Äxte mitführend, durchs Weiherthor gegen den dort benachbarten Wald hin zum Holzfällen ausziehen, und die waffenfähigen Männer und Jünglinge sollten wohlgerüstet an der Ehrenpforte abwarten, bis die Feinde ihren Angriff auf die Holzfahrt machten, dann aber aus ihrem Hinterhalte hervorbrechen mit Macht in den Rücken des Feindes, ihm zum Verderben und den Ihrigen zur Rettung.

Marsil versäumte nicht, dem schon sich langweilenden Belagerungsheer den Anschlag der Bürger, das dringend notwendige Holz am bestimmten Tage mit Gewalt herbeizuholen, auf gar kluge Weise wissen zu lassen. Und als nun der Tag gekommen war, da zogen in kleinem Kreise streitfreudiger Männer, die Weiber und Greise der Stadt frühmorgens in langem Zuge, wie Krieger gekleidet und gerüstet, mit Holzkarren und Äxten und allen möglichen Vorkehrungen, die ihre Anzahl größer scheinend machten, offenbar und mit großem Waffengeräusche zum Weiherthore hinaus, während in der Gegend des jetzigen Ehrenthores die tapferen, streitbaren Bürger, den zum Angriffe günstigsten Augenblick im Hinterhalte abwarteten. Da sah man im feindlichen Heere eine große Rüstung geschehen, und die trefflichsten Ritter, der Feldherr Vitellius, der sich Kaiser nennen ließ, an ihrer Spitze, ritten heran auf das Weiherthor zu, vermeinend, alle waffenfähigen Männer der Stadt

seien dorthin ausgezogen und es sei ein Leichtes, die zum Holzfällen jetzt zerstreuten Bürger niederzuschlagen und mit den Fliehenden in die besiegte Stadt zu dringen. Kaum aber war der reisige Zug an dem Ehrenthore vorbei und wollte den Angriff thun auf den Wald, wo die Axt so lustig klang und die frisch belaubten Bäume niederkrachten, — als Marsil mit seiner Heldenschar hervorbrach und vernichtend hinein brausete in den überraschten, stutzenden Feind. Dieser aber wurde um so mehr bestürzt, als er die Bürger sämtlich in den Wald ausgezogen wähnte und vor plötzlichem Schrecken in heidnischem Aberglauben vermeinte, die Kriegsgötter der deutschen Ubier seien mit den erschlagenen Helden aus Walhalla dahergestürmt, zur Erhaltung der Stadt und zur Vernichtung der Bedränger, denn also herrlich und gewaltig im Glanze ihrer Rüstungen tobten Marsil und die Bürger heran, alles niederschmetternd, was ihr blitzendes Schwert erreichte. Solche Dinge sagte man damals von dem deutschen Schlachtengotte Thor, dem Donnerer, und seiner wilden Jagd. Da heulten die Hintersten des Heidenheerrs in ihrem Schrecken und warfen die Waffen hinweg, deren Gebrauch sie in der betäubenden Angst vergaßen, und die vordersten Ritter wandten ihre Rosse; aber auch sie wurden von der Verzagtheit ergriffen, die Mutigsten wurden fortgerissen von den Flüchtlingen, und bald dachte niemand mehr auf den Kampf, sondern wie er den vom Himmel über sie gekommenen

Vernichtern entrinne. Da schwangen auch die Weiber und Greise ihre Äxte todbringend in das verzagte und verwirrte Gedränge, und Tausende stürzten dahin, Tausende wurden entwaffnet und gefangen.

Ehe Vitell und sein Heer zu ruhigem Nachsinnen gekommen, woher der vernichtende Schlag gezucket, da wurden schon die Gefangenen, der Kaiser unter ihnen, gefesselt in die Stadt geführt, samt den schwerbeladenen Holzkarren, auf welchen die Rüstungen der Erschlagenen die Fracht vermehrten.

Jubelnd und dem Himmel dankend zog also die Schar der verkappten Weiber und Greise durch das Weiherthor in die Stadt ein, während Marsil mit der größten Zahl seiner Tapfern dem Feinde keine Zeit ließ, sich in ihrem festen Lager über der jetzigen Ortschaft Nippes wieder zu ordnen.

Die Lagerwache war schon durch die Flucht und das Wehegeheul der verfolgten Genossen entmutigt, durch den wirren Anlauf der aufgelösten Kohorten aber außerstande, sich der Waffen zu bedienen. Das Lager wurde wie in leichtem Spiel erobert, viele erschlagen und gefangen. Da war es eine tiefgefühlte Schmach für die, welche soeben noch in stolzer Verachtung des Feindes von dessen Vernichtung geprahlt und soeben noch die Stadt zu gewinnen vermeint hatten, jetzt sich von den verachteten Bürgern gefesselt und bezwungen oder vor ihnen in sinnloser Flucht zu sehen.

Als nun Marsil und seine Tapfern den Feind

getötet, gefangen oder zerstreut hatten, da zogen sie ein in die befreite, fröhliche Stadt und es begann ein großer Jubel und ein Siegesfest wurde gefeiert, wie am Rheine noch keines erlebt worden. Der Senat und die vornehmsten Greise und Frauen, die Priester an der Spitze, alle in weißen Gewanden, zogen den Helden entgegen bis an das Thor, woraus sie die Feinde siegreich überfallen hatten, und das Thor war geschmückt mit den Trophäen aus rebeutetem Heergeräte, und auf den Stadtmauern standen die Jungfrauen und Kinder und sangen Lieder zum Lobe der Helden. Und als nun Marsil nahete, da empfingen sie ihn gar wohl, sie nahmen von ihm seine schwere Kriegsrüstung, kleideten ihn in ein weißes Gewand und setzten ihn auf den köstlich geschmückten Wagen, der nach heidnischem Brauche mit den weißen heiligen Rossen bespannt war. —

Also zogen sie durch das Thor in die Stadt, und das Thor wurde von der Stunde an das Sieges= oder Ehrenthor geheißen, welche Benennung auch nach späterer Erweiterung der Stadt der nach dieser Seite hin gelegenen Pforte geblieben ist.

Darauf zogen sie gegen den Rhein hin auf das Kapitol, das später zur Kirche „Unsrer Lieben Frauen" ausgebauet und geweihet wurde. Dort hoben sie den Helden aus dem Wagen, führten ihn in die große Halle und krönten ihn mit einer Krone von Gold und Lorbeerzweigen und riefen aus seine Heldenthaten und verkündeten sein Lob

bei den Opfern und Dankgebeten, die den Heidengöttern, sonderlich aber Thor, dem Donnerer, gebracht wurden. Auch die Unterbefehlshaber und alle die mit Marsil hinausgezogen waren, wurden herrlich geehrt, und es war kein Ende des Jubels der Feste und Gastereien.

Darauf aber am andern Morgen sollte Gericht gehalten werden über den gefangenen Vitellius, der sich den römischen Kaiser nannte, und über seine Ritter und Waffenknechte, welche die edle Stadt also bedrängt und zu deren Untergang sich vermessen hatten. Und als der Senat der Stadt und die Priester sich versammelt hatten, da wurde beschlossen, die Gefangenen alle den Göttern zu opfern und sie durchs Schwert hinzurichten, weil sie solches auch den Bürgern würden gethan haben, wenn sie der Stadt Meister geworden wären.

Und auf dem Opferplatze am Kapitol ward ein hohes Gerüste aufgeschlagen, darüber ein schwarzes Tuch ausgebreitet lag. Auf dem Gerüste standen die Heidenpriester mit ihren Schwertern und Opfermessern, und umher der Senat und das Volk unter den Trophäen des herrlichen Sieges. Da führte man den gefangenen Vitellius zuerst hinaus aus dem Gefängnis auf das Gerüst und gebot ihm, niederzuknien auf das Tuch, auf daß er seines Hauptes verkürzet werde. Als ihm aber solches Urteil verkündigt war, da wandte er sich mit flehenden Worten an das Volk und den Senat und bat ganz demütig und kläglich, daß man ihm sein junges Leben

lasse, denn sein Leben und seine Gunst vermöchten der Stadt größere Ehre und reicheren Vorteil zu zu bringen als sein Tod; er wolle, rief er, alles thun, was man von ihm zur Sühne verlange, und wolle die Privilegien und Freiheiten der Stadt bestätigen und schützen: er wolle der Bürger eifrigster Freund bleiben, so lange er lebe!

Und wie er denn ein also junger und schöner Mann war, da fühlten die guten Bürger ein menschliches Mitleiden ob seinem adeligen Wesen, und Marsil stimmte zuerst dafür, daß man ihn der Bande entledige und seine Freundschaft gewinne.

Als die Bürger ihm beistimmten, da ließ Marsil ein großes prachtvolles Buch holen, darauf die sämtlichen Freiheiten der Stadt auf seidenen Blättern verzeichnet standen. Diese bestätigte der des Todes erlösete Kaiser und setzte darunter Namen und Siegel, und mit ihm beschworen alle seine Ritter und Kriegshauptleute, daß sie der Stadt Freunde bleiben und auf deren Schutz und Bestes bedacht sein wollten all ihr Leben lang. —

Als nun die für Köln so glorreiche Sühne gethätigt war, da gab man den früheren Feinden ihre Waffen wieder, ausgenommen das Gold und Silber, das sie den Bürgern zum freiwilligen Geschenke machten, und sie schieden in Freundschaft.

Die Bürger aber feierten ihr Siegesfest noch viele Tage hindurch und hatten aus der gethätigten

Sühne nicht nur eine hohe Ehre sondern auch große Vorteile, die in der Folge die Stadt immer mehr erhoben. Dies alles aber hatte die Stadt ihrem tapfern und weisen Marsil zu verdanken, und er war geehrt und geliebt von allen und that als Oberster des Senats noch große Dinge in Krieg und Frieden, bis er endlich in friedlicher Zeit, von Neidern verleumdet, das gewöhnliche Los getreuer Volksführer teilte und gleich dem Aristides aus der Stadt verwiesen wurde. In Kümmernis und Unwillen über diese Ungerechtigkeit starb der Held im 60. Jahre seines Alters nach christlicher Zeitrechnung Anno 72 während der Regierung des Kaisers Vespasian.

Leider zu spät begriff und bereute die Stadt ihr Unrecht. Es wurde ihm ein Grab gebauet hoch auf einer Mauer, da es noch Jahrhunderte hindurch weit umher zu sehen war, dem edlen Helden zur Ehre und den Bürgern zum Beispiel, auf daß sie in diesem Anblicke zu gleichen Bürgertugenden und zu Heldenthaten, wie Marsil gethan, begeistert würden. Auf diesem seinem Denkmal aber stand mit goldenen Lettern eine ehrenvolle Inschrift, und obgleich dies alles in neuerer Zeit verschwunden ist, so heißt die Stelle, wo solches gestanden, der Marsilstein noch bis heutzutage. Auch am Gürzenich, der Stadt Tanzhause, setzte man in späterer Zeit die güldene Inschrift:

„Marsil der Heide kühn und stolz
Befreit' Köln und fuhr zu Holz.“

Es ist jene Rettung noch jetzt unter dem Namen der Holzfahrt bekannt und zum Gedächtnisse zog ehedem am Donnerstage nach Pfingsten der Rat und die Bürgerschaft samt der Geistlichkeit in feierlicher Prozession vor das Weiherthor, in das verschwundene Wäldchen, und beging dort ein Volksfest, das noch durch viele Jahrhunderte sich zu Ehren Marsils mit vielen Förmlichkeiten, die alle auf des Helden Thaten und jenen glorreichen Tag deuteten, sich erhalten hat.

Leider ist dieses schöne Volksfest längst abgekommen, und wir wissen davon nur noch aus Beschreibungen zu sagen. Doch lebt der Name Marsil noch immer unter den dankbaren Bürgern, und er wird in der Geschichte der Stadt gefeiert werden, so lange es am Rheine ein Köln giebt.

Der Weckschnapp.

„Leb vernünftig,
Sieh aufs künftig."

Am nördlichen Ende der Rheinseite der Stadt Köln, da wo jetzt die Statue des Apostels Petrus steht, erhob sich über dem Mauervorsprunge ein düsterer, viereckiger Turm, durch eine Wehrmauer, unter der ein Thörlein durchführte, mit der Stadtmauer verbunden. Dieser graue Thurm, der weit in den Rhein hineinragte, ist längst abgebrochen, aber die Gegend heißt heute noch „am Türmchen."

Als der düstere Turm noch stand, wagte sich bei nächtlicher Weile nicht leicht jemand in seine Nähe, denn unter dem Volke war seine Umgebung arg verschrieen, lebten die schauerlichsten Sagen über den Turm. Man hatte hier oft banges Stöhnen und Wimmern vernommen, und mancher späte Wanderer war geschreckt worden durch bleiche Gestalten, welche, die knochigen Hände ringend, an den Luglöchern des Turmes herausgeschaut, oder wie dichte Nebelwolken seine Zinnen umschwebt hatten. Selbst die Raubvögel schienen den Ort zu meiden, und nur das Gevögel der Nacht horstete in seinem verfallenden Gemäuer, und sein schauerlicher Ruf schrillte nächtlich mit dem Getöse der Wellen, die sich wild an seinem Fuße brachen, um die Wette. Kein Schiffer fuhr vorbei, ohne andächtig ein Kreuz zu schlagen, und nicht ohne Schaudern schritten die Bürger Kölns beim lichten Tag durch das Thor der Wehrmauer. Der Vater machte dann den Sohn auf den schauerlichen Turm aufmerksam, und nicht ohne Grausen horchte die Jugend den Erzählungen von der Weckschnapp. So hieß nämlich der Turm.

Was in anderen Städten die sogenannte Jungfrau, Bilder, welche der Verbrecher zu umarmen gezwungen wurde und in deren Umarmung er den Tod durch viele Dolchstiche fand, das war in Köln, wie die Sage berichtet, der Weckschnapp. In dem Turm war nur ein Gemach, welches durch eine Fallthür mit dem Rhein in Verbindung stand, wie der sorglose Fuß auf

diese trat, öffnete sich ein finsterer Schlund, der Unglückliche stürzte hinab und, von tausend Messern durchbohrt, wurde seine Leiche von den Wellen des Rheins fortgeführt. Derjenige, welchen das Los traf, in den Turm gesperrt zu werden, erhielt weder Speise noch Trank und war dem fürchterlichsten Hungertode preisgegeben, wollte er nicht den Sprung wagen nach einem an der Decke hängenden Weck (Weißbrot). That er es, getrieben von des Hungers Qual, so mußte er unfehlbar auf die Fallthür treffen und stürzte hinab in die Tiefe, um nie mehr das Licht des Tages zu schauen.

Diese furchtbare Strafe war aber nur für Glieder der edlen Familien bestimmt, welche sich eines Verbrechens schuldig gemacht oder sonst durch ihren Wandel den guten Leumund ihrer Fanilie befleckten. Nicht selten verschwand in jenen Zeiten plötzlich einer, dann hieß es: die Heimlichen haben sich seiner bemächtigt, der Weckschnapp hat ein neues Opfer erhalten. Allgemein war der Glaube an diese heimlichen Richtstätten, und eben durch ihre Furchtbarkeit schreckten sie das Verbrechen; selbst für die Bürger bestand, wie die Sage weiß, ein ähnlicher Weckschnapp im Klapperhofe. Viele der Edlen, die durch ihre Schuld dem Tode anheimgefallen, sollen auch vor dem südlichen Mauerringe der Altstadt nachts hingerichtet worden sein, woher man den Namen „der elendige Kirchhof" herleitete, als die Stätte des Gerichts. Die hier Eingescharrten sollen selbst

nicht Ruhe im Grabe gefunden haben, und erst als eine Kirche hier gebaut wurde, welche das Volk noch mit dem Namen „im Elend“ bezeichnet, soll der nächtliche Spuk verschwunden sein.

Vor langen Jahren lebte in Köln eine edle Witwe in der Nähe des Pfaffenthores. Nicht reich, besaß sie doch immer so viel, ihrem einzigen Sohne eine standesmäßige Erziehung geben zu können, und sah auch mit der innigsten Mutterfreude, wie der Knabe zum stattlichen Jünglinge heranwuchs und ihre Sorge durch die herzlichste Anhänglichkeit und männliche Tugenden lohnte. Wie er der Liebling seiner Gespielen und eine Zierde der kölnischen Junkerschaft, so war er auch in allen Familien ein gern gesehener Gast, und mancher Patrizier wünschte sich in ihm den künftigen Schwiegersohn.

Unter den vielen Jünglingen aller Zungen, die damals Kölns Hochschule besuchten, fehlte es auch nicht an böser Gesellschaft, und es war die Burse des deutschen Adels verrufen, ihrer Raufereien und Schlemmereien wegen. Nicht selten sah man in der Vorhalle irgend einer Kirche eine Dirne im Bußgewand, mit dem Strohkranze auf dem Kopfe, das gelbe Wachslicht in der Hand, weil sie einem Studenten dieser Burse zu viel getraut und also ihr Kränzlein verscherzt hatte. Wohl warnte die Mutter vor den schlimmen Gesellen, der Jüngling fand aber nichts Arges darin, wenn er ihre Zechstube besuchte, teil nahm an ihren Festgelagen und zuweilen die Bürger

durch irgend einen Schwank aus ihrer Ruhe schreckte. Das Sprichwort der Wälschen: „Nur der erste Schritt kostet“, bewies sich bei dem Jüngling in seiner furchtbaren Wahrheit, denn bald war er der Tollste unter allen. Der Mutter Thränen, Bitten und Drohungen verlachte er und fand immer Gründe genug, sich zu entschuldigen. Er geriet mit jedem Tage tiefer in den Strudel des Verderbens; früher selbst ein Verführter, wurde er bald zum Verführer und der Schrecken aller Gutgesinnten.

Immer ärger wurde das Unwesen der wüsten Gesellen, und war irgend ein schlimmer Streich verübt worden, so wurde des Jünglings Name unter den Anführern der Rotte genannt. Da man in Köln ihrem Unwesen zu steuern suchte, viele aus der Burse ausgeschlossen und sogar aus dem Weichbild der Stadt verwiesen worden, war Deutz der Schauplatz ihrer Gelage, bei denen mit den unmäßigsten Schwelgereien ein grenzenloses Spielen verbunden war. Des Jünglings Mittel reichten nicht, um es den Gesellen gleich zu thun. Wucherer wollten zuletzt nicht mehr borgen, aber immer drückender wurden die Schulden. Noch hatte er die Hand nicht ausgestreckt nach fremdem Gut, sein guter Engel verließ ihn aber, und als er an einem wüsten Abend wieder sehr unglücklich gespielt und selbst seine Genossen ihm nicht mehr das Spiel auf das bloße Wort halten wollten, ward er zum Verbrecher. Er war in der Aufgeregtheit des Augenblicks fortgestürmt und

hin zu seiner Mutter geeilt. Da sie seinem Begehr nach Geld nicht willfahren wollte, versuchte er es mit den fürchterlichsten Drohungen, Geld von der Mutter zu erpressen. Als die Witwe aber standhaft bei ihrer Weigerung blieb, erbrach er ihren Schrein und bemächtigte sich ihrer Kleinodien, um diese seiner Spielwut zu opfern. Die Mutter weinte, trat aber nicht als Klägerin gegen den Ungeratenen auf.

Immer ruchloser wurde das Treiben der zügellosen Rotte, der zuletzt kein Gesetz mehr heilig war. Raub und Notzucht ward von ihnen geübt, und nicht selten der friedliche Wanderer im Banne der Stadt überfallen und seiner Habe beraubt; selbst die Sicherheit der Bürger in der Stadt war gefährdet. Mit keckem Hohn spotteten die Verruchten aller Anstalten, die getroffen wurden, ihren Verbrechen ein Ziel zu setzen, denn im schlimmsten Falle boten ihnen die Freiheiten und Immunitäten, deren Köln viele hatte, Sicherheit, weil an diesen, den weltlichen Gesetzen heiligen Stätten, das Verbrechen selbst Schutz fand.

In einer düstern Herbstnacht hatte sich die wüste Rotte zu einem neuen Bubenstück versammelt, als sie sich plötzlich von der Scharwache überfallen sahen. Im Nu klirrten die Schwerter, und Rücken an Rücken drangen die Bursen kühn auf die Angreifenden ein. War auch die Zahl der Scharwächter überlegen, so fingen diese doch bald an zu weichen vor den kampfgeübten Klingen der Bursen, welche des Jünglings Beispiel

besonders anfeuerte. „Frisch zu,“ schrie er, festen Fußes auf den Anführer eindringend, „wir wollen den Ellenrittern die Wämser schlitzen, daß sie etwas zu flicken haben. Die Bönhasen sollen sich nicht umsonst an uns gewagt haben, jeder muß seinen Denkzettel haben, und das von rechtswegen!“ Mit wildem Geschrei fochten die Burschen, die bald so weit im Vorteil waren, daß die Scharwache nur noch verteidigungsweise kämpfte. Ein wildes „Hussa!“ schallte durch die Nacht, als der Anführer der Scharwache, von des Jünglings Schwert zum Tode getroffen, mit Ausrufe: „Jesus! Maria!“ niedersank. Schon wollten sich die Scharwächter zur Flucht wenden, da blitzte plötzlich heller Fackelschein von beiden Seiten der Straße, und wie ein Donnerschlag lähmte der Ruf: „Die Heimlichen!“ die Arme der Kämpfenden. Mehrere der Bursen suchten ihr Heil in der Flucht und entkamen. Der Jüngling rief aber seinen Spießgesellen zu: „Warum fürchtet Ihr diese Nachtgespenster? sie sind von Fleisch und Bein, wie wir; unsere Schwerter sollen ihnen schon den Weg zeigen!“ Und mit verwegenem Mute drang er auf die Schwarzverlarvten ein; aber in demselben Augenblicke fühlte er sich eine Schlinge um den Hals geworfen, ein Kolbenschlag traf ihn in den Nacken und besinnungslos stürzte er nieder.

Als er erwachte, war es Nacht um ihn, Frost schüttelte seine Glieder, scharf zog der Wind über ihn her und brausend hörte er tief unter sich der

Wellen Schlag. Da stieg der Gedanke an den Weckschnapp in seiner Seele auf, und Todesschauer fuhren durch seine Glieder. Er wagte nicht sich von der Stelle zu rühren. Schüchtern tastete er um sich und eiskalte Steinwände traf seine bebende Hand. In der furchtbaren Angst faltete er die Hände zum Gebet, und seine Lippen flehten zur Gottesmutter, die er selbst in dem Strudel seiner Ausschweifungen nicht ganz vergessen hatte. Endlich, nach einigen Stunden schrecklicher Angst, fiel hoch über ihm ein matter Lichtschimmer durch eine Mauerlucke; es war der wiederkehrende Morgen. Fieberhaft zuckten seine Pulse, furchtsam, vor der Gewißheit zagend, stierte sein Auge nach der Decke des Gewölbes; nach und nach ward es so hell, daß er die Gegenstände unterscheiden konnte; es flimmerte ihm vor den Augen; hoch an der Decke hing ein Weißbrot; — es war also, wie er in seiner Herzensangst gedacht. Mit einem gellenden Schrei sank er ohnmächtig zurück, und wie Hohngezisch tönte der Wellen Braus, die sich an dem Fuße des Hungerturms brachen.

Zu neuer Qual kehrte er wieder zum Leben; durch die Mauerlucken spielten die Sonnenstrahlen auf den feuchten, bemosten Wänden, die ihm von allen Seiten kalt, Tod verkündend, entgegenstarrten. Es war also schreckliche Wahrheit. Er war ein gewisses Opfer des Todes, und keine Rettung möglich, wenn kein Wunder geschah. Wie wüster Traumspuk wirkte es in seinem Hirn; alle Märchen und Erzählungen von der furchtbaren

Weckschnapp wurden ihm lebendig vor der Seele; er sah sich umgeben von den abgezehrten Gestalten der Unglücklichen, welche schon vor ihm entweder Hungers gestorben, mit eigener Hand ihren Leiden ein Ende gemacht, oder in der ärgsten Qual des Hungertodeskampfes den Sprung nach dem Wecke, der über ihm schwebte, gethan und, um der Selbsterhaltung willen, ein schauderhaftes Ende in der Tiefe gefunden hatten. Von wildem Wahnsinn getrieben, sprang er auf, aber der Trieb der Lebenserhaltung, der nie lebendiger ist, als wenn wir uns dem Tode nahe wissen, hemmte seinen Fuß; denn vielleicht nur ein Schritt — und er sank in die Nacht des Todes.

Unerträglich langsam schlichen ihm des Tages Stunden dahin; er weinte, betete und fluchte seiner selbst, als er seiner Schuld gedachte. War der Tag ihm schrecklich gewesen, so wurde die Nacht geradezu furchtbar. Der Schlaf floh ihn, aber im unruhigen Fieberschlummer störten ihn die gräßlichsten Gebilde der Phantasie; sich selbst sah er, zerfleischt, ein Raub der Aasvögel; er sah seine Mutter, ein Opfer des Grams um ihn, auf dem Sterbelager; er glaubte den Fluch zu hören, den ihre Lippen über ihn ausstießen. Da fühlte er sein Auge sich netzen, es waren Thränen der Reue, die über seine Wangen rollten, und aus der Tiefe seines Herzens bat er Gott und seine Mutter um Vergebung. Es wurde ruhiger in seinem Innern, alle Gedanken an das grause Ende, das seiner wartete, wichen vor dem Ge-

danken der Reue, und ein erquickender Schlaf senkte sich endlich auf seine brennenden Augen nieder.

Schon hoch stand die Sonne, als er erwachte; auf den Lucken, die seinem schauerlichen Aufenthaltsorte nur spärliches Licht gaben, hatten sich einige Schwalben gesammelt, welche mit fröhlichem Gezwitscher ihre Scharen zur fernen Herbstfahrt zusammenriefen. Sie mahnten den Unglücklichen an das sonnige Leben, von dem er, in der vollsten Kraft seiner Jahre, geschieden war. Durst und Hunger quälten ihn, sein Gaumen glühte, ein Feuerstrom schien ihm jeder Atemzug, den er einschlürfte, und brennend klebte ihm die Zunge am Gaumen. Die Feuchtigkeit, welche von der Wand sickerte, versuchte er wegzulecken; und gewährte ihm dies auch augenblicklich eine Labe, stillte es auch etwas das Glühen, das ihn zu verzehren drohete, so war die Qual, die sich bald darauf wieder einstellte, um so fürchterlicher.

Vielleicht war es ihm möglich, Rettung zu finden, wenn er einen der Vorübergehenden anrief. Sollte er auch seine Schuld auf dem Blutgerüste sühnen, so war dies doch nicht so fürchterlich, als der Hungertod. Er versuchte es, die Wand hinauf nach einer Lucke zu klimmen, aber ihre Glätte widersetzte sich den Anstrengungen seiner Verzweiflung. Mit den Fingern war er bemüht, den Mörtel der Steinfügungen forzukratzen, um sich also hinanzuhelfen. Schon trof das Blut ihm von den Nägeln, schon hatte er sich die Zehen-

spitzen alle geschunden; umsonst war aber seine Anstrengung, umsonst raffte seine Verzweiflung alle seine Kräfte zusammen; als er sich einige Fuß über den Boden emporgearbeitet hatte, rutschte er wieder todesmatt zur Erde, und nun gräßlicher wüteten in seinem Innern des Durstes und des Hungers Qualen. Zuletzt war er so ermattet, daß er kaum die Zunge bewegen konnte, um die salzige Feuchtigkeit von der Wand zu lecken, um wenigstens augenblicklich einige Linderung zu empfangen.

Die Schmerzen, die in seinen Eingeweiden wüteten, scheuchten selbst den Schlummer der Ermattung von ihm; konvulsivisch durchzuckte es seine Nerven, seine Pulse flogen bald in rascher Bewegung, bald schienen sie zu stocken und alles Leben zu fliehen. Er wachte, aber ein bewußtloses Wachen, bis ihn Krämpfe aus seinem Brüten aufschreckten, die ihm das Blut dergestalt nach dem Kopfe trieben, daß es ihm den Schädel zu sprengen drohte. Er wünschte sich den Tod; — er betete zu seiner Fürsprecherin, der Mutter Gottes, wirrten ihm auch die Gedanken in dumpfer Betäubung. So ging der dritte schreckliche Tag bald zur Neige. Die Qualen, die er duldete, trieben ihn zur Verzweiflung; schon hatte seine Rechte die Brust zerfleischt, gierig hatte er das eigene Blut eingesogen, aber dem Tode konnte er nicht entgehen, und je näher er sich seinem Ende fühlte, um so fürchterlicher ward ihm der Gedanke. Mit der letzten Anstrengung, der er fähig,

hatte er seine Schaube in Fetzen zerrissen, um sich mit eigener Hand zu würgen; schon hatte er die Schlinge sich um den Hals geschlungen, da tönte es wie Donnerruf ihm in die Seele: Selbstmörder! und erschlafft sanken ihm die Hände. Ein starker Regen brauste gegen den Turm und trieb einzelne Güsse gegen die Lucken, so daß der Unglückliche seinen brennenden Kopf naß werden fühlte, wodurch seine Lebensgeister wieder auflebten. Der Trieb der Selbsterhaltung ward auch wieder lebendiger in seiner Seele, so wie sein Gemüt ruhiger wurde; sein Auge, das bisher umflort war, sah wieder heller und an der Decke winkte hoch das Weißbrot, das ihn wenigsteus von dem Hungertode retten konnte. Er betete inbrünstig, und mit dem Gebet beschwichtigte sich der tobende Kampf seines Innern.

Zum Entschlusse kam es in seinem Gemüte: der Tod, der ihn in der Tiefe erwartete, könnte nicht so schrecklich sein, als da langsam in den entsetzlichsten Qualen, von Hunger und Durst gefoltert, hinzuschmachten. Sich mit frommem Glauben der Mutter des Herrn empfehlend, schleppte er sich an der Wand vorbei zu der Leiter. Mit der letzten Anstrengung kletterte er die verhängnisvollen Sprossen hinauf, sein Entschluß wollte wanken, als sein Blick auf den Boden fiel und es ihm dünkte, als gähne ihm der Tod in der fürchterlichsten Gestalt entgegen. Jetzt stand er auf der höchsten Sprosse, scheinbar konnte er das Weißbrot erreichen, nochmals bebte sein ganzes

Wesen! — er schnappte nach dem Brote, der Tritt schwand unter seinen Füßen und hinunter stürzte er in die bodenlose Tiefe. —

Viele Jahre waren schon vergangen und noch hatte der Tod die Mutter des Unglücklichen von ihrem Gram und Kummer nicht erlöst. Er war verschollen, und manches Vaterunser schon zum Heile seiner Seele gebetet worden, denn allgemein war der Glaube, daß er ein Opfer der Heimlichen geworden sei. Seine Geschichte lebte aber noch zur Warnung im Munde aller Kölner. Die trostlose Mutter suchte in der Einsamkeit und im Gebet Trost und Linderung. Ihre Wohnung hatte sie in ein Begahrden = Spitel verwandelt und dieser frommen Stiftung auch den Rest ihrer Habe gewidmet, um selbst durch Gebet und Werke christlicher Milde des Sohnes Schuld zu sühnen.

So kniete sie auch wieder eines Morgens auf ihrem Betschemel; die Betschnur hing lässig in den engverschlungenen Händen, Thränen rannen über ihre Wangen, denn es war der Jahrestag, an dem sie den einzigen Sohn verloren hatte, und in ihrem Innern waren alle die Erinnerungen an den Verlorenen aufs lebendigste rege geworden. Da öffnete sich leise die Thür und eine kräftige Mannesgestalt zeigte sich auf der Schwelle. Er schien unentschlossen, ob er eintreten sollte oder nicht, noch lag sein Rechte auf der Klinke. Da sprach die Betende mit einem tiefen Seufzer: „Wilhelm!“ und mit dem Ausrufe: „Mutter, hier bin ich!“ stürzte er auf die Knieende zu. Sie

taumelte auf, zitternd an allen Gliedern wehrte die Matrone mit den Worten: „Alle guten Geister loben ihren Meister!“ den jungen Mann ab, der sie an seine Brust ziehen wollte. „Kennt Ihr mich nicht mehr, Mutter,“ rief dieser, und die reiche Halskrause zurückschiebend zeigte er am Halse ein rotes Mal, „dies wird Euch überzeugen, wer vor Euch steht, Mutter.“ „Du bist's Wilh—“ kreischte die Matrone mit dem Ausdrucke höchsten Überraschung und Freude, und der Sohn fing die zusammenbrechende Mutter in seinen Armen auf. Er rief um Hilfe; einige der Begahrden eilten auf sein Geschrei herbei, und ihren Bemühungen gelang es, die Bewußtlose wieder ins Leben zu rufen. Nachdem sie sich erholt, lachte und weinte sie, sie fuhr dem Sohne, der selbst weinend neben ihrem Lager kniete, über Kopf und Hände, als ob sie sich überzeugen gewollt, ob es Wirklichkeit sei, was ihr Auge sah, und das Lächeln der höchsten Seligkeit umspielte die eingefallenen Lippen und das thränenvolle Auge glänzte noch einmal auf, wie es geglänzt, als die Wehmutter ihr den Erstgebornen überreichte. Er war ihr ja wiedergeboren, sie hielt seine Rechte gefaßt, sie sah ihm in das große Auge, in welchem auch der Freude Thränen schwammen.

Nachdem der erste Freudensturm sich gelegt, war die Mutter unermüdlich in ihren Fragen und Wilhelm erzählte kurz: Wie er von der Leiter gestürzt, habe er sich der h. Jungfrau empfohlen, und unversehrt sei er bis auf den Boden des

Abgrundes gekommen. Im Wasser habe der Trieb der Selbsterhaltung ihm frische Kraft gegeben, und, ein geübter Taucher und Schwimmer, habe er sich bald ins Freie unter dem Mauerwerk durchgearbeitet. Glücklich habe er das nahe Ufer erreicht, wo ihm dichtes Weidengebüsch eine Zufluchtsstätte geboten. Nur auf seine Rettung bedacht, habe er des Hungers Qualen nicht mehr gefühlt, und nach einigen Stunden Rast, sei er rheinabwärts gezogen und habe sich bis Flandern durchgebettelt. Seine Kenntnisse hatten ihn in Brügge bald bei einem der angesehensten Kaufherren eine Stelle verschafft. Der Diener wurde nach einigen Jahren Teilnehmer an dem Geschäft seines Herrn, und reicher Segen lohnte ihre Arbeiten. Der Reichtum, den er sich erworben, sollte jetzt der Mutter Lebensabend verschönern, denn einzig um die Mutter zu sehen und sie nach seiner neuen Heimat zu führen, war er nach Köln gekommen. Sie widerstand aber seinem Bitten und Flehen, denn sie hatte gelobt, in der Dürftigkeit ihr Leben zu beschließen, und glaubte sich um so mehr zur Haltung ihres Gelübdes verpflichtet, da sie vor ihrem Ende den als tot beweinten Sohn lebendig wiedersehen durfte. Von ihrem Segen begleitet kehrte Wilhelm nach Brügge zurück, ward hier der Stifter eines neuen Geschlechts und starb in hohem Alter als einer der angesehensten Bürger der Stadt.

Der durstige Zwerg.

„. . . . .
Was liegt an dem Verluste?
Man spricht vom vielen Trinken stets,
Doch nie vom vielen Durste.“

Johann Philipp von Horn-Goldschmidt, ein ausgezeichneter Professor am Montaner Gymnasium zu Köln, wurde 1748 zum Pfarrer im „Pesch“ berufen, einer Kirche, welche 1843 zum Zwecke der Erbauung des nördlichen Portals des Domes abgebrochen wurde. Dieser würdige Geistliche war ein Volksmann in des Wortes bester Bedeutung. Neben treuer Erfüllung seiner geistlichen Pflichten, war er unablässig um das materielle und sittliche Wohl der Armen besorgt. Um den Arbeitslosen Broterwerb zu geben, legte er aus eignen Mitteln, eine Baumwollenspinnerei und Weberei auf dem Eigelstein an, worin Kinder und Erwachsene der ärmeren Klassen beschäftigt und vor dem entsittlichenden Bettelgang bewahrt wurden. Die armen Knaben brachte er bei tüchtigen Meistern unter, wo sie zu fleißigen und rechtschaffenen Handwerkern und Bürgern heranwuchsen, und noch heute genießt manche Bürgerfamilie in Köln die Früchte der Wohlthaten, welche Horn-Goldschmidt ihrem Vater oder Großvater erwiesen hat. Wie sehr dieser edle Menschenfreund die Nächstenliebe in die That umsetzte, zeigte sich auch recht, als die französische Revolution ausbrach. Ganze Scharen von Geistlichen kamen, von allen Mitteln entblößt, nach Deutschland geflüchtet und klopften bei dem menschen-

freundlichen Mann in Köln an, und — keiner ward abgewiesen. Wochen, ja Monate lang bewirtete er sie in seinem großen Fabriklokale, dann half er ihnen ins Innere von Deutschland weiter, indem er sie mit Geld versah, ja sie oft selbst an den Ort ihrer Bestimmung brachte. Als aber die Invasion der Franzosen hereinbrach, mußte er selbst mit dem ganzen Domkapitel über den Rhein flüchten, dieses, wie das Ausbleiben der Einkünfte aus seiner Pfründe, hatten denn auch den Untergang seiner Fabrik zur Folge. Doch der priesterliche Menschenfreund konnte nicht lange von seinem geliebten Köln entfernt bleiben. Er kam nach Deutz und schrieb an den französischen Stadtkommandanten Grafen Lefèbre, um die Erlaubnis, nach Köln zurückkehren zu dürfen. Täglich erschien er am Rheine und blickte an der Landungsbrücke nach dem geliebten Köln und winkte seinen geliebten Bewohnern mit dem Taschentuche hinüber, und Freudenrufe ertönten vom diesseitigen Ufer ihm entgegen, als man den hochgeschätzten Mann erblickte, dessen baldige Rückkehr nach Köln die freudigste Aufregung erweckte, und sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt verbreitete.

Mit dem Oberkommandanten, General Lefèbre, stand Horn-Goldschmidt, wohl aus Rücksichten der Klugheit, in freundschaftlichem Verkehr, und nicht selten war der General bei dem geistlichen Herrn als Gast zu Tische. Bei einem solchen Mahl geschah eine heitere Geschichte, die wir hier dem Leser nicht vorenthalten wollen.

Als Horn=Goldschmidt einmal auf seiner Reise nach Rom von einem italienischen Fürsten zu Tische geladen worden war, sprang während der Mahlzeit aus einer verdeckten Öffnung in der Mitte des Tisches zu seiner größten Überraschung ein Zwerglein hervor, welches über den Tisch spazierte, dem fremden Gast das Glas austrank und wieder verschwand. Eines Tages kam er auf den Gedanken, seinem vornehmen Gaste eine ähnliche Überraschung zu bereiten.

Auf der Burgmauer wohnte ein Schneider, mit Namen Maubach, ein kleines Männchen, welcher von Horn=Goldschmidt manche Wohlthaten genossen, und die Kleidung für die Fabrikkinder anzufertigen pflegte, womit der gütige Herr seine Pfleglinge beschenkte. Dieser wurde dazu ausersehen, bei einem Feste, welches Horn=Goldschmidt dem General Lefèbre geben wollte, durch eine in der Mitte des Tisches angebrachte, mit dem Tischtuch verdeckte Öffnung, bei einem gegebenen Zeichen zu erscheinen und mit einem Glase Wein in der Hand dem hohen Gaste ein Vivat auszubringen. Die Vorbereitungen waren gut getroffen. Maubach wurde eigens kostumiert und mit einem Kruge Wein und einem Pokale, vor Ankunft des Gastes, unter den großen runden, dicht behangenen Tisch gesetzt, und sollte des verabredeten Zeichens gewärtig sein, um die Überraschung zu vollbringen. Horn=Goldschmidt gab beim Mahle das Zeichen, — allein der Held erschien nicht. Nach aufgehobener Tafel, als die Gäste sich entfernt hatten, verfügte

der Gastgeber sich ins Zimmer, um zu sehen, was aus dem kleinen Schneider geworden — und siehe da! es hatte eine Verwechselung stattgefunden, der Krug war leer und der Kleine war berauscht und in tiefen Schlaf versunken.

Die mißlungene Geschichte wurde später durch einen Schauspieler mit Gesang vortrefflich ausgeführt und Lefèbre so überrascht, daß er beteuerte, so etwas in seinem Leben nicht gesehen zu haben, und die Scene seinen Freunden in Paris mitteilen zu wollen.

Am ersten Oktober 1796 endigte ein Schlagfluß das verdienstvolle von harten Schicksalen geprüfte Leben Horn-Goldschmidts, nachdem er 34 Jahre Generalvikar gewesen war. Er wurde ganz einfach und stille, wie es die damalige Zeit, wo man den wahren Gott von seinem Himmelsthrone wegdekretiert hatte, und der Göttin der Vernunft Altäre baute, gebot, im Dom in der Nähe des „Pesch" vor dem früher vorhandenen Philippusaltare begraben. Außer seinen Freunden, waren es dankbare Arme, welche ihren größten Wohlthäter zu Grabe geleiteten.

Jan und Griet.

Als Probe kölnischer Mundart.

Zo Köln em ahlen Kümpchens-Hof
Wunt ens nä Boersmann,
Dä hat en Mäd, de nannt sich Griet,
Nä Knäch, dä nannt sich Jan.

Dat Griet dat wohr en fresche Mäd,
Grad we vun Milch un Bloot,

Dä Jan dat wohr nä starke Boorsch,
Dem Griet vun Häzen good.

Ens säht hä: „Sag," esu säht hä:
„Sag Griet, ben ich deer räch?
Nemm mich zom Mann, do bes en Mäd,
Un ich, ich ben nä Knäch.

Do säht it: „„Jan, du bes nä Knäch,
Und ich en schöne Mäd:
Ich well nä däft'gen Halfen han
Med Oes un Köh un Päd.""

Un als dä Jan dä Kall gehoot,
Do trock he en dä Kreeg,
Schlog immer düchtig en dä Feind,
Holf wennen mänchen Seeg.

We widder hä no Köllen kom,
Sos hä op stolzem Päd,
Dä Jan dä wohr no Feldmarschall,
Dä große Jan vun Wäht.[1]

We widder en de Poz hä kom,
Sos en der Poz dat Griet,
It sos vör einem Appelkrom,
Wo it Kruchteien briet.

Un als dä Jan dat Griet dät sin,
Leth stell sing Päd hä stonn,
Un größten it, un sät zu im;
„Griet! wer et hät gedonn!"

Und als dat Griet dä Jan dät sin
Su blänkig usgeroß,
Do größt it in, un säht zo im:
„„Jo! wär et hät gewoß!""

Ehr kölsche Mädchen, merk üch dat,
Un sit mer nit so friet,
Gar mäncher hät et leid gedonn,
Dat lehrt vum Jan un Griet.

---

[1] Jan von Werth.

Trog: Dramatische Festspiele, geeignet zur Aufführung in patriotischen Vereinen und Familien, in Schulen und Soldatenkreisen. — Preis: 2 Mark.

Urteile der Presse. — Preußische Lehrer-Zeitung: Wirmachen die Kollegen auf diese Sammlung angelegentlich aufmerksam.

Crefelder Zeitung: Die Auswahl ist eine nach allen Seiten überaus passende und gute.

Bundesbote: Durch das ganze Buch geht ein frischer, kerniger, volkstümlicher, oft sehr humoristischer Ton. Die Scenerie ist einfach darzustellen. Voran geht stets ein Prolog, der auch selbständig als Liedvortrag benutzt werden kann. Die Lachmuskeln werden manchmal sehr gereizt. Doch nimm und lies.

Vereins-Organ für Deutsche Krieger-Vereine: Ein vortreffliches Büchlein: darin findet sich eine reiche Auswahl von kleinen Festspielen, die ohne scenische Vorrichtungen aufzuführen sind, von schönen Prologen in edler Sprache, von lebenden Bildern: kurz, Stoff vollauf für alle vaterländischen Gedenk- und Ehrentage. **Wir empfehlen die höchst dankenswerte Schrift angelegentlichst,** da schon die Lektüre des Buches in jeder Beziehung anregt, erhebend und veredelnd wirkt.

Magazin für Lehr- und Lernmittel aller Länder. Die schriftstellerischen Arbeiten, die für patriotische Feste bestimmt sind, wachsen wie die Pilze aus der Erde, und nicht oft hat man Gelegenheit, über derartige Arbeiten ein bedingungsloses „brauchbar" aussprechen zu dürfen. Desto mehr freut es den Rezensenten, hier ein Buch vor sich zu haben, dem er aus vollem Herzen das obige Prädikat geben kann. Wir finden in diesem Buche für alle Verhältnisse passenden Stoff. Teils ist derselbe aus den Werken von Kleist, Moser, Müller v. d. Werra u. s. w. entnommen, teils enthält das Buch Originaldichtungen, die sich denen der obigen Dichter würdig an die Seite stellen. **Selten hat Rezensent die Besprechung mit solcher Freudigkeit übernommen als im vorliegenden Fall.** Was das Buch nun noch vor andern voraus hat, das sind 1. die kurzen und doch für den Zweck des Verständnisses und des „sich hineindenkens, -lebens" vollständig hinreichenden biographischen Skizzen, 2. und das ist ein Hauptvorzug der Auswahl resp. Bearbeitung: fast zu allen Aufführungen eignet sich ein gewöhnliches Zimmer; außerdem sind fast gar keine Kostüme notwendig zu einer erfreuenden und erfreulichen Vorführung der betreffenden Scene. (Wenn man's haben kann, selbstverständlich desto besser und wirkungsvoller.) Alle Vereine, besonders Krieger- und Turnvereine seien auf diese Büchernovität aufmerksam gemacht.

Pädagogisches Litteraturblatt und Rundschau auf dem Gebiete der Pädagogik. Wir können diese aus treuer Liebe zu Kaiser und Reich hervorgegangenen „Festspiele" empfehlen; sie werden, wie der Herausgeber es hofft, mit dazu beitragen, daß unsere Nationalfeste vor einer gewissen Gleichförmigkeit bewahrt bleiben und an Mannigfaltigkeit und Frische gewinnen.

Rheinlands Wunderhorn

Bd.: 11.

(1883)